

LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen

Denkmalpflege in Westfalen-Lippe

Heft 2021/2

Jüdisches Leben in Westfalen-Lippe – Denkmäler als Orte
der Identifikation, Erinnerung, Mahnung und Zukunft



LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

© 2021 Ardey-Verlag Münster
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Druckerei Kettler, Bönen
Satz und Layout: Alexandra Engelberts, Münster
Printed in Germany
ISSN 0947-8299
27. Jahrgang, Heft 2021/2

Erscheinungsweise: 2mal jährlich zum Preis von
4,50 Euro (Einzelheft) zuzüglich Versand über den
Ardey-Verlag Münster
An den Speichern 6
48157 Münster

Herausgeber:
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen

Redaktion:
Dr. Gisela Woltermann (Leitung)
Dr. David Gropp
Dr. Barbara Pankoke
Dr. Dirk Strohmann

Anschrift:
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen
Fürstenbergstr. 15
48147 Münster
dlbw@lwl.org

Die Autoren
der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen:
Wiss. Bibl. Sabine Becker M. A.
Dr. David Gropp
Dr. Bernhard Flüge
Dr. Hans H. Hanke
Dr. Bruno Denis Kretzschmar
Dr. Barbara Pankoke

Anne Herden-Hubertus M. A.
Goebenstraße 13
48151 Münster

Dr. Fred Kaspar
Königstraße 35
48291 Telgte

Karl-Wilfried Pultke
Albersburg 29
32457 Porta Westfalica

Diese Zeitschrift steht zum Download auf unserer Homepage bereit
www.lwl-dlbw.de

Inhalt

3 Editorial

4 **Aufsätze**

4 Aus den Augen – aus dem Sinn?
Synagogen auf dem Hinterhof
Fred Kaspar

13 Das Wirken des jüdischen Reformers Dr. Alexander Haindorf
im Spiegel der Baudenkmäler
David Gropp

20 Bruchhausen (Stadt Höxter) – zwei Kirchen und eine Synagoge
Jüdische Minderheit im bikonfessionellen Dorf
Fred Kaspar

27 „Für unsere Kinder“ – die ehemalige jüdische Schule in Schwerte wird zum Denkmal
Bernhard Flüge

34 Gegen das Vergessen
Denkmalschutz und die Orte des Holocausts
Hans H. Hanke

42 Das Haus des Dr. Steinborn in Werther und sein Architekt Leopold Fischer
David Gropp

50 Die neue Synagoge in Minden
Ein Zeugnis des Neuanfangs nach 1945
Anne Herden-Hubertus

59 Der jüdische Friedhof Hausberge an der Kempstraße –
ein Friedhof für Porta Westfalica und Minden
Karl-Wilfried Pultke und Barbara Pankoke

65 Die figürliche Darstellung am Chorkapellenportal der St. Lamberti-Kirche in Münster
Zum engagierten Umgang der katholischen Pfarrgemeinde mit einem unbequemen Erbe
Denis Kretzschmar

74 **Neuerwerbungen der Bibliothek in Auswahl**

76 **Personalia**

Umschlag-Foto:
Minden, Synagoge, Innenraum nach Osten; siehe S. 51.
(Foto: LWL-DLBW/Dülberg)

Editorial



Das Dekret von Kaiser Konstantin I. aus dem Jahr 321 ermöglichte der jüdischen Bevölkerung in den Provinzstädten des Imperium Romanum erstmals, Ämter in der Kurie, dem Stadtrat, zu bekleiden. Diese Urkunde ist zugleich auch das älteste Schriftstück, das die Anwesenheit von Jüdinnen und Juden in Mitteleuropa bezeugt.

Als der Verein „321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e. V.“ ein Festjahr für die jüdische Kultur und Geschichte in Deutschland und Europa (unter der Dachmarke #2021JLID – Jüdisches Leben in Deutschland) ausrief, haben sich zahlreiche Projektpartner*innen aus der ganzen Bundesrepublik gefunden, um dieses Jahr zu feiern und damit ein Zeichen gegen antisemitische Strömungen und für ein gelebtes Miteinander zu setzen. Allein in Westfalen-Lippe partizipieren 24 Kulturprojekte, gefördert durch die LWL-Kulturstiftung.

Die LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen hat das Festjahr mit unterschiedlichsten Veranstaltungen gewürdigt, u. a. EINBLICKE auf dem jüdischen Friedhof in Warburg und in der Synagoge in Gronau-Epe, eine Führung zu der „Alten Synagoge“ in Telgte am Tag des offenen Denkmals, ein Besuch der ehemaligen Synagoge in Lippstadt im Rahmen eines Stadtspaziergangs und ein Abendvortrag von Peter Barthold zur „vergessenen“ Synagoge in Detmold.

Dieses Themenheft hat ebenso wie die Veranstaltungen das Ziel, das Wissen um und das Verständnis für das jahrhundertealte kulturelle Erbe der jüdischen Bevölkerung in Deutschland zu fördern. Hierbei steht die Frage im Fokus: Wie kann man jüdisches Leben sichtbar machen am Beispiel der Denkmäler?

Für die Denkmalpflege ist die Beschäftigung mit der Historie des jüdischen Lebens ein selbstverständlicher Teil ihrer Arbeit, sei es bei der Erforschung, der Unterschutzstellung oder der Pflege von Denkmälern mit jüdischer Geschichte. Das Themenheft fächert mit unterschiedlichsten Beiträgen die große kulturelle und gesellschaftliche Vielfalt des jüdischen Erbes in Westfalen-Lippe auf – auf dem Land wie in der Stadt. Die vorgestellten Bauten und Orte erzählen von der Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft und ihrer Religionsausübung vom 17. bis 19. Jahrhundert (Beiträge Kaspar, S. 4–12 und S. 20–26), von der Emanzipation und Akkulturation der jüdischen Bevölkerung im Deutschen Kaiserreich (Beitrag Gropp, S. 13–19, Beitrag Flüge, S. 27–33), vom Schrecken der Shoa (Beitrag Hanke, S. 34–42) bis zur Wiedergeburt der jüdischen Gemeinden in den 1950er- und 1960er-Jahren (Beitrag Herden-Hubertus, S. 50–59).

Die Geschichte jüdischen Lebens in Deutschland ist wesentlich geprägt durch Diskriminierung, Vertreibung und Vernichtung. Bis heute begleiten uns historische Zeugnisse der Ausgrenzung und Herabsetzung der Juden im Alltag. Wie geht man mit diesem Erbe um? Die Gemeinde der Münsteraner St. Lamberti-Kirche hat im Dialog mit allen Beteiligten und in enger Zusammenarbeit mit der LWL-Denkmalpflege hierfür eine überzeugende künstlerische Lösung gefunden (Beitrag Kretschmar, S. 65–73).

Für die oftmals jahrzehntelang vernachlässigten und unbeachteten baulichen Zeugnisse der jüdischen Kultur eröffnet dieses Jubiläumsjahr die Chance, als Erinnerungsorte wahrgenommen und stärker in das öffentliche Bewusstsein integriert zu werden. Projekte, die die Wertschätzung und den aktiven Umgang mit den Zeugnissen fördern, wie z. B. das Engagement der Schul-AG aus Porta Westfalica für den traditionsreichen jüdischen Friedhof Hausberge (Beitrag Pultke/Pankoke, S. 59–65), sind positive Beispiele, wie diese Gebäude und Orte zu Identifikationsorten für die kommenden Generationen werden können.

Dr. Holger Mertens
Landeskonservator



1 Synagoge in Detmold von 1633 auf dem Hof hinter dem Gebäude Krumme Straße 28, nach 1742 umgenutzt und um 1835 zum Wohnhaus Bruchmauerstraße 37 ausgebaut. Foto 2017.

Fred Kaspar

Aus den Augen – aus dem Sinn?

Synagogen auf dem Hinterhof

Die freistehenden sogenannten „Hofsynagogen“ sind Zeugen der Bedingungen, unter denen die jüdischen Gemeinden in Westfalen bis in das späte 18. Jahrhundert hinein ihren Gottesdienst „im Verborgenen“ abhalten mussten. Sie wurden als bescheidene Fachwerkbauten auf dem Hof hinter einem Wohnhaus errichtet, wobei ihre Nutzung kaum in ihrer äußeren Gestalt sichtbar wurde. Der Beitrag stellt die beiden ältesten erhaltenen westfälischen Hofsynagogen in Detmold und Telgte vor.

Die Synagoge und ihre Bedeutung für die jüdische Gemeinde

Die Synagoge ist Gebets- und Gemeindehaus im Judentum. Hier finden religiöse Versammlungen statt, aber es ist auch ein Ort zum Lesen und Lehren aus der Thora. Synagogen dienen zudem Gemeindeveranstaltungen, der Erwachsenenbildung und der Kinderschulung im Hebräischen.

Andere Bezeichnungen sind daher hochdeutsch *Schule* oder jiddisch *Schul*.

Seine Bedeutung erhält der Raum durch besondere Vorschriften und Verhaltensweisen der zum Gottesdienst Versammelten.¹ Zentral ist die Lesung aus der Thora. Die Vorschriften fordern für einen öffentlichen Gottesdienst ein sogenanntes Minjan, die Anwesenheit von zehn erwachsenen Männern (über 13 Jahre). War dies nicht gegeben, wurden

bestimmte Teile der Gebete ausgelassen und nicht aus der Thora gelesen. Täglich waren Gebete gemeinsam in der Synagoge zu sprechen, während Gottesdienste in vielen kleineren Gemeinden nur ein- oder zweimal in der Woche stattfanden. Um den täglich vorgeschriebenen drei Gebetszeiten nachzukommen, ist ein Minjan nicht nötig.

Das deutsche Wort Thora ist von dem hebräischen Wort *tōrah* abgeleitet, was so viel wie „Anweisung“, „Unterricht“, aber auch „Gesetz“ bedeutet. Mit dem Begriff wird auch die Thorarolle aus Pergament bezeichnet, die handgeschrieben den unpunktieren hebräischen Text der fünf Bücher Mose enthält. Die Rolle wird in einem besonderen Schrein aufbewahrt und beim Gottesdienst dort herausgehoben. Der Duchan genannte erhöhte Platz vor dem Thoraschrein symbolisiert den Ort, von dem aus die Priester zur Zeit des Tempels das Volk segneten. Das auf erhöhtem Platz (Bima) stehende Lesepult für die Thorarollen trat an die Stelle des Altars im Tempel. Mit Thoraschrein, Duchan und Bima sowie einem ewigen Licht sind die wesentlichen Elemente beschrieben, die einen Raum zur Synagoge machen.

Die Synagoge war gerade in der Diaspora soziales Zentrum der Gemeinde, der einzige Ort, an dem Juden ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit erhielten. Hier konnten sie ungehindert miteinander sprechen, sich austauschen und die Entscheidungen der Gemeinde treffen.² Die Synagoge hatte im Unterschied zur christlichen Kirche also mehr Aufgaben, war aber nicht geweiht. Daher konnten sich Juden auch leichter von ihren Synagogenbauten – etwa zu Gunsten eines Neubaus an anderer Stelle – trennen.

Obwohl Juden seit Jahrhunderten in Westfalen lebten, ist über die Geschichte ihrer Synagogen für die Zeit vor 1800 ebenso wie in anderen Regionen nur wenig bekannt. Das hat mehrere Gründe: Wenn Landesherrn und Stadträte überhaupt den Zuzug von Juden zuließen, erhielten nur kleine Gruppen, einzelne Familien ein sogenanntes „Geleit“, ein Recht zum Aufenthalt. Mit solchen Schutzbriefen konnten sich ab etwa 1535 auch einzelne Familien im Münsterland ansiedeln, denn der Fürstbischof benötigte das von ihnen beschaffte Kapital. Ebenso wie in anderen Territorien erwuchs den Juden aus ihrer Funktion als Finanziers eine entscheidende Rolle als sogenannte „Hoffaktoren“.³ Bis in das 18. Jahrhundert erlaubten die teuer erworbenen Geleitbriefe aber immer nur ein zeitlich begrenztes Bleiberecht. Zudem durften Juden in den meisten Territorien keinen Hausbesitz erwerben und konnten sich damit auch keine eigenen Beträume errichten.

Eine Niederlassung der Juden wurde stets nur unter eng gefassten Bedingungen akzeptiert, die festlegten, das von christlichen Konfessionen bestimmte Leben der Bevölkerungsmehrheit nicht

zu stören. Solche Bedingungen waren z. B. nach der Juden-Ordnung, die Bischof Christoph Bernhard von Galen 1662 für das Fürstbistum Münster erlassen hatte, unter anderem: Juden sollten sich „friedlich, still und unärgerlich ohne Gotteslästerung und Schmähung oder Verachtung der katholischen Religion und Glaubens verhalten“.⁴ Sie sollten auch keine „Wohnungen an den Örtern, wo unsere Untertanen ihre Prozessionen und Andacht gewöhnlich verrichten, so bei Kirchen und Kirchhöfen“ haben und mussten zudem „auf den heiligen Sonn- und anderen heiligen Tagen sich zuhause und vor Abgang der Vesper auf den Gassen nicht finden lassen“. Diese Bestimmungen galten bis 1803, wurden aber verschiedentlich im Zusammenhang mit den jeweils neu ausgestellten Geleitbriefen in Details modifiziert und ergänzt. 1720 ist in einem Hauptgeleit von Schulen und Synagogen die Rede. Schulen dürfen nur gehalten werden, „wo sie von alters hergebracht“ seien.⁵ Indirekt ergibt sich daraus, dass es zwar Synagogengebäude gab, man aber die Entstehung weiterer solcher Bauten verhindern wollte.

Die baugeschichtliche Forschung erschließt Hofsynagoge in Detmold

Die verschiedenen Vorschriften und Beschränkungen ergaben einen sehr engen Handlungsrahmen. Auch wenn die vielfältigen Regelungen und Einschränkungen von Territorium zu Territorium variierten, bestimmten sie die Entwicklung des Synagogenbaus bis in das späte 18. Jahrhundert maßgeblich. Deutlich wird dies an der Geschichte der Synagoge in Detmold, Residenzstadt der Grafschaft Lippe. Als einzigartiger Fall lässt sich hier die Entwicklung mit drei aufeinander folgenden Bauten zwischen 1633 und dem 20. Jahrhundert verfolgen, wobei die beiden älteren erhalten sind, hingegen der jüngste Bau in der Shoa zerstört worden ist.⁶

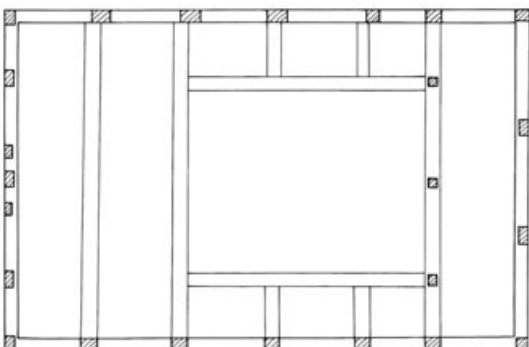


2 Lage der Synagoge in Detmold von 1633 im Inneren des Baublocks, eingetragen in den Urkatasterplan der Stadt von 1880.

Die Geschichte beginnt im Gelände hinter dem Haus Krümme Straße 28. Hier steht ein heute von anschließenden Gebäuden teilweise dicht eingebauter und durch parkende Autos bedrängter, seit langem weitgehend ungenutzter Fachwerkbau (Abb. 1–2). Er wurde 1988 als „vermutlich um 1700 errichtetes Gartenhaus“ in die Denkmalliste eingetragen. Erst eine ab 2010 durchgeführte baugeschichtliche Untersuchung in Zusammenhang mit einer Auswertung von Archivalien verdeutlichte, dass der Kern des Gebäudes aus einer dendrochronologisch auf das Jahr 1633 datierten Synagoge besteht. Sie wurde errichtet, weil sich nach einer Vertreibung der Juden 1617 aus der Grafschaft Lippe schon wieder so viele Juden in Detmold niedergelassen hatten, dass Bedarf für ein Bethaus bestand.

Die ursprüngliche Gestalt und Raumstruktur des Gebäudes ist nicht nur nachweisbar, sondern in wesentlichen Teilen noch erhalten (Abb. 3). Der Fachwerkbau war offensichtlich im Inneren nicht weiter unterteilt. Nach den Baubefunden kann es sich nicht um ein Wohngebäude gehandelt haben, da weder notwendige Feuerstellen noch raumtrennende Strukturen festzustellen sind. Auch dürfte es kein Wirtschaftsgebäude eines bürgerlichen Anwesens gewesen sein, da nur eine kleinformatige Erschließung in der Nordwand, aber kein Ausgang zum südlich anschließenden Garten bestand. Dass das Gebäude seit dem frühen 18. Jahrhundert nachweislich als Synagoge diente, spricht dafür, dass es schon als Synagoge errichtet worden ist. Vorausgesetzt, man hat sich in wesentlichen Punkten an die überlieferten religiösen Vorschriften gehalten, die für die Gestaltung einer Synagoge galten,⁷ müssen sich wesentliche Teile dieser Vorgaben an bzw. in dem Gebäude wiederfinden:

- Der Betsaal soll eine Ausrichtung der Einrichtung nach Osten aufweisen.
- In den Betsaal muss aus Richtung Jerusalem (d. h. von Osten) Tageslicht einfallen.
- In der Mitte der Ostwand muss ein Thoraschrein zur Aufbewahrung der Thorarollen vorhanden sein.
- Vor dem Thoraschrein muss ein erhöhter Platz (Bima) mit dem sogenannten Vorlesepult



3 Synagoge in Detmold, Grundriss.

bestehen. Dieser wurde oft von einem Gitter umgeben und bildete den Mittelpunkt des Betraumes.

- Für die Frauen muss ein eigener abgetrennter Bereich bestehen, den man in der Neuzeit in der Regel als Empore gestaltete.
- Zwischen dem Eingang und dem Betraum muss ein Vorraum bestehen.
- Das Gebäude soll höher als (jüdische) Wohngebäude der Umgebung sein. Dies konnte auch durch Ausbildung eines hohen Daches erreicht werden.

Diese Vorgaben sind bei dem Detmolder Gebäude weitgehend erfüllt: Es zeigt die richtige Orientierung an den Himmelsrichtungen. Die nachweisbare schmale Abtrennung vor der Ostwand dürfte den Thoraschrein aufgenommen haben. Der östliche Giebel dahinter weist zudem eine besondere mittlere Fensteröffnung im oberen Bereich auf, so dass die Belichtung von Osten gewährleistet war. In seiner Mitte blieb das Gebäude ohne Zwischendecke. Diese zentrale Öffnung, seitlich von schmalen Galerien eingefasst, mit einer lichten Höhe von über 5 m befand sich über der hier zu rekonstruierenden Bima. Weitere Befunde lassen erkennen, dass über dem Betsaal keine durchgehende Balkenlage bestand, sondern wohl eine in das Dach hineinreichende offene Tonnendecke. Der Zugang zur Synagoge lag in der Mitte der Nordwand. Weitere Befunde an dieser Wand deuten darauf hin, dass daneben wohl der notwendige Vorraum angefügt war. Eine weitere Tür westlich davon diente als Zugang zu einer inneren Treppe zur Frauenempore. Das Gebäude wies in seiner ursprünglichen Gestalt ein sehr steiles Satteldach auf, wobei dieses mit seinem ursprünglich über 2 m höheren First in der Umgebung auffällig war.

Mit ziemlicher Sicherheit lässt sich aus den Befunden folgende innere Struktur rekonstruieren: Der Betsaal umfasste bis auf einen schmalen östlichen Streifen die gesamte Grundfläche des Gebäudes von 6,75 x 5,10 m (etwa 35 m²). Östlich wurde er von einer in der Ausgestaltung nicht bekannten Abtrennung mit dem Thoraschrein begrenzt und westlich gab es eine zwei Gefache breite Frauenempore. Sie bot bei einer Breite von etwa 5,10 m und einer Tiefe von 2,25 m ausreichend Platz für die Sitzplätze der Frauen: 1723 standen auf der zum Luftraum des Betsaals mit einem Gitter verschlossenen Empore zwei Bänke mit jeweils wohl sechs Sitzen.⁸

Die ursprüngliche Aufgabe des Gebäudes wurde im Laufe der Jahrhunderte aus zwei Gründen vergessen: Zum einen verlor es schon 1742 seinen ursprünglichen Zweck und wurde seitdem durch Umbauten mehrmals anderen Aufgaben zugeführt. Zum anderen hatte sich die Synagoge nicht im Besitz der Detmolder Juden befunden. Diese hatten sie nur angemietet, da es Juden auch in der



4 Synagoge in Detmold von 1742; Blick in den Zugang von der Exterstraße, rechts das jüdische Schulhaus. Foto 2017.



5 Synagoge in Detmold von 1742, rückwärtige Ansicht des durch Umbau einer älteren Scheune entstandenen Gebäudes. Foto 2017.

Grafschaft Lippe zu dieser Zeit nicht gestattet war, Gebäude in Städten zu besitzen oder solche zu errichten.⁹ Zur Umgehung dieser Bestimmungen hatte sich der weit verbreitete Brauch herausgebildet, Juden die Nutzung von Hausbesitz im Zuge eines sogenannten antichretischen Vertrages pfandweise zu übertragen, wobei jüdische „Käufer“ dem christlichen Besitzer des Anwesens formell ein Darlehen in der Höhe der ausgehandelten Kaufsumme übertrugen und dieses durch die Nutzung verzinst wurde. In diesem Fall hatte die Gemeinde sich entsprechend mit einer Familie von Stadtmusikanten geeinigt, auf dem Hof ihres Hauses die Synagoge zu errichten und ihnen für das kleine Gebäude die ungewöhnlich hohe Miete von jährlich 20 Reichstalern zu zahlen, eine Summe, die eher einer Baukostenerstattung entspricht. Die jüdische Gemeinde blieb damit aber vom Wohlwollen der Haus- und Grundbesitzer abhängig. Als 1742 das Anwesen seinen Besitzer wechselte, musste sie sich eine neue Bleibe suchen. Erneut durfte diese nicht an einer Hauptstraße und nur im Hintergelände liegen. Man konnte an der Exterstraße 8 eine größere Scheune zur Synagoge umbauen (Abb. 4–5). Die Detmolder Juden erhielten hierbei erstmals durch den Rat der Stadt und die Landesherrschaft die Genehmigung zum Ankauf, ein frühes Zeugnis ihrer Emanzipation. In dem der Grafschaft Lippe benachbarten Fürstbistum Paderborn blieb es den Juden noch bis 1802 formal untersagt, Haus- und Grundbesitz zu erwerben. Erst ab 1788 war es möglich, mit Spezialerlaubnis des Fürstbischofs diese Regelung außer Kraft zu setzen,¹⁰ wobei es Juden weiterhin untersagt blieb, Häuser an „vornehmen Plätzen“ oder in der Nähe von Kirchen zu besitzen oder zu er-

richten. Da es in der Stadt Paderborn schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts elf jüdische Familien gab, ist davon auszugehen, dass diese auch schon eine Synagoge nutzten. Nachweisbar ist ein solches Gebäude allerdings erstmals für 1764, das hinter einem im christlichen Besitz befindlichen Haus stand.¹¹

Im Fürstbistum Münster war den Juden hingegen eigener Hausbesitz möglich. Die jüdische Gemeinde in Warendorf nutzte schon vor 1649 eine ihr gehörende Synagoge. Über deren Gestalt und Größe ist aber nichts bekannt, denn sie wurde 1808 durch einen (in umgebauten Zustand bis heute erhaltenen) Neubau auf dem Hof hinter dem jüdischen Schulhaus an der Freckenhorster Straße ersetzt.

Die Synagoge in Telgte

Über die Synagoge in der kleinen Stadt Telgte, Kreis Warendorf, nahe Münster, sind wir besser informiert, denn sie blieb bis heute erhalten.¹² Seit etwa 1535 lebten Juden in Telgte. Ihr dortiger Zuzug dürfte insbesondere damit zusammenhängen, dass ihre Niederlassung in der benachbarten Stadt Münster unterbunden wurde. In den ersten hundert Jahren blieb es aber wohl immer nur bei einer Familie, doch nahmen seit dem späteren 17. Jahrhundert die Zahlen stetig zu. Zunächst lebten die Familien vom Handel und Geldverleih. Mehrere von ihnen waren recht wohlhabend: 1687 besaßen zwei von ihnen größere Häuser im Zentrum der Stadt. Anfang des 18. Jahrhunderts waren es schon drei Familien und damit offenbar ausreichend, um eine Minjan zu bilden, d.h. sie konnten sicherstellen, dass zehn Männer von mindestens



6 Lage der Synagoge in Telgte von etwa 1720 im Inneren des Baublocks zwischen der Stein- und der Emsstraße mit den umgebenden jüdischen Wohnhäusern (blau markiert), eingetragen in den Urkatasterplan der Stadt von 1829.

13 Jahren für den Gottesdienst zur Verfügung standen. Dies spricht dafür, dass man sich zu dieser Zeit auch eine Versammlungsstätte schuf. Zwar ist nicht belegt, ab wann die Telgter Juden einen speziellen Gebetsraum hatten, doch wird die „Synagoge“ in Telgte 1740 als bestehend und als eine von mindestens vier vorhandenen im Münsterland erwähnt.¹³ 1768 wird die Synagoge in Telgte bei der Aufnahme in die neu eingerichtete Brandversicherung als „Judenschule“ beschrieben. Es handelt sich um das bis heute erhaltene, auch nach den konstruktiven Details in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verortende Gebäude. Die Bestimmungen der Judenordnung von 1662 sind offensichtlich in Telgte eingehalten worden:

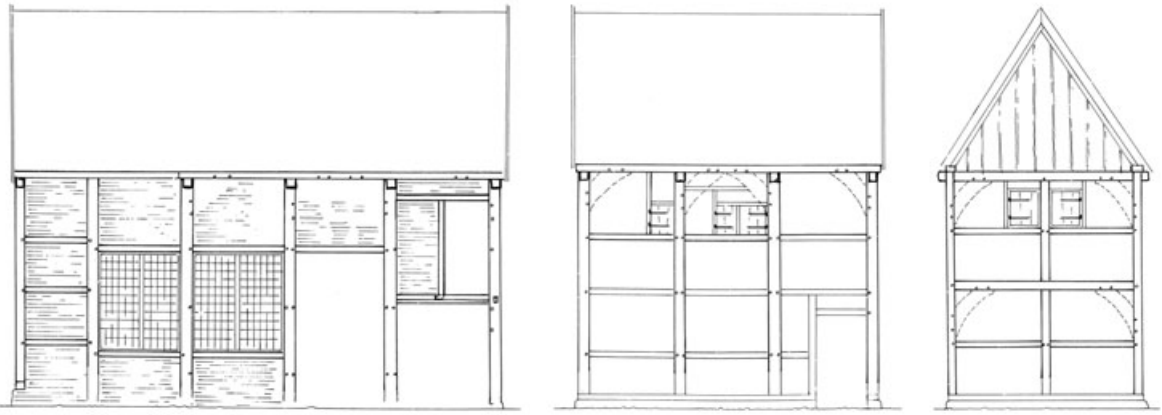
Häuser der Juden sollten nicht nur Abstand von den Kirchen und Friedhöfen wahren, sondern auch von Orten, an denen Prozessionen stattfanden. Zudem hatten Juden ihre Religion im Verborgenen auszuüben. Gerade für Telgte waren diese Vorgaben prägend, da die Stadt im Zuge der Gegenreformation zum zentralen Wallfahrtsort des katholischen Fürstbistums ausgebaut worden war. Man fand aber Lösungen: Juden siedelten weder am Kirchplatz, noch an der Münster- und der Kapellenstraße, also den Bereichen, an denen seit dem 17. Jahrhundert die großen Prozessionen vorbeizogen. Der jüdische Hausbesitz konzentrierte sich vielmehr in dem hiervon nicht berührten Stadtbereich, auf den Baublock zwischen der



7 Synagoge in Telgte auf dem Hof hinter Steinstraße 4. Ansicht 2019.



8 Synagoge in Telgte; Blick auf die Ostwand mit der erhaltenen Ausmalung, der Konstruktion der Tonnendecke und der vermauerten Thora-Nische. Zustand 2019.



9–10 Synagoge in Telgte, rekonstruierte Ansicht der Synagoge im Zustand um 1720 und des hierzu umgebauten Speichers aus der Zeit um 1500.

Stein- und der Emsstraße. Detailliert sind wir für 1768 durch das Brandkataster unterrichtet, das alle Hausbesitzer und Mieter der Stadt aufführt. Drei der vier Häuser der jüdischen Hausbesitzer waren direkt benachbart, sodass ihre Höfe rückwärtig alle unmittelbar aneinandergrenzten (Abb. 6). Dort errichtete man die Synagoge.

Man nutzte einen damals schon über 200 Jahre alten kleinen Speicher, der östlich verlängert, mit Backsteinen ausgemauert und durch Entfernung der Zwischendecke zu einem Betraum umgebaut wurde. Der neu geschaffene, längsrechteckige und fast 5 m hohe Betraum bekam ein flaches, mit Tannenbrettern verkleidetes Tonnengewölbe (Abb. 8). Während die Decke unverputzt blieb, erhielten die Wände eine starke Putzschicht. Zumindest zu einem späteren Zeitpunkt hat man den gesamten Raum in einem starken Blau gefasst. Möglicherweise zeichnet sich in der Raummitte in einer Setzung aus Backsteinen in dem heute betonierten Boden noch der Sockel der Bima (Lesepult) ab. In beiden Traufwänden gab es hohe, das ganze Gefach einnehmende Fenster, deren Zargen vermauert erhalten sind und ehemals mit einer feststehenden Bleiverglasung versehen waren (Abb. 9–10).¹⁴ Am westlichen Ende des Betsaales schuf man eine kleine Empore, die einigen Frauen Platz bot und über eine äußere Treppe erschlossen war. Etwas geschützt befand sich unter dieser Außentreppe der Eingang für die Männer zur Synagoge.

1766 ist das Gebäude im neu angelegten Brandkataster als „Judenschule“ bezeichnet und mit den noch heute gegebenen Maßen von 9 x 3,90 m aufgenommen. 1804 wird erstmals ein Lehrer der Telgter Juden erwähnt, der aber vielleicht schon früher praktizierte. Er gab nicht nur Religionsunterricht sowie hebräischen und deutschen Sprachunterricht, sondern war auch Kantor und übte das Amt des Schächters aus. Sein Unterricht fand wie üblich in der Synagoge statt, weswegen diese ja von den Juden gewöhnlich auch als *Schul* und den Katholiken als „Judenschule“ bezeichnet wurde. Erst 1827 wurde in einem angekauften

Haus eine eigene jüdische Schule eingerichtet, das offenbar auch eine Mikwe aufnahm.¹⁵

Die jüdische Gemeinde Telgte wuchs weiter und zählte 1812 sogar zwölf Familien. Das frühe 19. Jahrhundert brachte ihnen grundlegende rechtliche Reformen, die offenere Lebensweisen ermöglichten: 1807 wurde das Münsterland von den Franzosen besetzt. Mit ihrem Bürgerlichen Gesetzbuch wurden 1808 alle Staatsbürger frei und gleich. 1812 garantierte man auch in Preußen allen Juden die meisten der bürgerlichen Rechte. 1847 entstand eine neue erweiterte gesetzliche Grundlage. Sie ermöglichte Juden, eine eigene Verwaltung ihrer kirchlichen Gemeinden, verbunden mit der Verpflichtung aller im Gemeindebezirk lebenden Juden, der Kultusgemeinde anzugehören und Religionsunterricht zu organisieren. Danach kam es zur Einrichtung sogenannter Synagogenbezirke, wobei sich die Juden des gesamten Landkreises Münster (mit Ausnahme der Stadt Münster) zu einem Bezirk mit Hauptsitz in Telgte zusammenschlossen. Dies geschah, da hier die meisten der Juden des weitläufigen, bis nach Amelsbüren, Havixbeck und Nottuln reichenden Bezirkes wohnten.¹⁶

Die Gemeinde nutzte zu dieser Zeit noch immer ihre kleine alte Hofsynagoge, plante aber spätestens seit 1866 den Bau einer größeren Synagoge. Der bestehende Bau war für die stark angewachsene Gemeinde zu klein und entsprach zudem aufgrund seiner bescheidenen Form und seiner Lage auf einem Hinterhof nicht mehr dem Selbstverständnis emanzipierter Juden. 1875 konnte auf einem an der Königstraße angekauften Grundstück der Neubau verwirklicht werden, der auch die jüdische Schule aufnahm. Dieses Gebäude wurde in der Pogromnacht 1938 zerstört. Den Platz des alten Synagogengebäudes hatte man einem Gemeindeglied verkauft. Er unterließ den geplanten Abbruch, sondern nutzte den Bau nach leichten Veränderungen als Schlachthaus und Schuppen. In dieser Form ist er bis heute erhalten geblieben, wohl nicht zuletzt deshalb, weil er zum

Zeitpunkt der Pogromnacht 1938 schon in Vergessenheit geraten war.

Zusammenfassung

Die beschränkten Kenntnisse über den älteren Synagogenbau in Westfalen lassen erschließen, dass die jeweils nur aus wenigen Familien bestehenden jüdischen Gemeinden noch im 17. Jahrhundert für ihren Gottesdienst wohl vor allem Räume nutzten, die in andere Gebäude eingebaut waren.¹⁷ Erst nach und nach wurden diese von freistehenden sogenannten Hofsynagogen abgelöst. Davon haben sich in Westfalen aus der Zeit vor der Mitte des 18. Jahrhunderts nur zwei Beispiele erhalten: Zum einen die später veränderte Synagoge von 1633 in Detmold, die ein sehr frühes Beispiel für eine frei auf dem Hof stehende Synagoge zu sein scheint. Zum anderen die im frühen 18. Jahrhundert (sicher vor 1740) errichtete Hofsynagoge in Telgte, die noch mit wesentlichen Teilen ihres Innenraumes erhalten ist. Ihre Lage auf Hinterhöfen von Wohnhäusern ist charakteristisch und spiegelt die Bedingungen, nach denen Juden als religiöse Minderheit die Abhaltung ihres Gottesdienstes nur „im Verborgenen“ gestattet war. Im Inneren eines Baublocks stehende Synagogen sind allerdings kein Phänomen der frühen Neuzeit. Offensichtlich knüpfte man an ältere Traditionen an, wohl auch deswegen, weil sich eine solche Bauweise aus der Lebensform ergab. So hat sich eine große und aus Stein errichtete Synagoge des hohen Mittelalters in Erfurt erhalten. Die eingehende bau- und siedlungsgeschichtliche Untersuchung des dortigen umliegenden jüdischen Quartiers hat zu der These geführt, dass diese Hofsynagoge (ebenso wie in Köln und Speyer) entstand, weil die Besitzer der umliegenden Anwesen den Baugrund für eine von ihnen finanzierte

Synagoge zur Verfügung stellten¹⁸ – ihr also letztlich eine Entwicklung zu Grunde liegt, wie sie auch für Telgte im 18. Jahrhundert rekonstruiert werden kann.

Trotz der engen Bedingungen, die sich aus der Lage auf dem Hinterhof ergaben und der insgesamt einfachen Bauweise sind die Vorgaben für eine Synagoge bei beiden Beispielen weitgehend erfüllt: Die Gebäude haben die für die Aufnahme eines Betsaales richtige Ausrichtung nach den Himmelsrichtungen, wobei sich aus den Zwängen des vorgegebenen Grundstücks in Detmold eine leichte und in Telgte eine etwas stärkere Abweichung von der West-Ost-Achse ergab. In beiden Bauten weist der östliche Giebel eine bewusst verzimmerte, abweichende Ständerstellung mit größerer Öffnung und Resten des Thoraschranks auf. Die Räume erhielten eine typische Deckengestaltung mit einer flachen hölzernen Tonnendecke, die – einem Himmel gleich – blau gestrichen war. Weitere Synagogen aus der Zeit vor 1750 haben sich nach aktuellem Forschungsstand in Städten und Dörfern Westfalens, Lippes, aber auch im anschließenden Niedersachsen¹⁹ selbst in Bauresten fast nirgends mehr erhalten und sind auch kaum durch ältere Abbildungen oder Pläne bzw. Beschreibungen in Gestalt und innerer Struktur überliefert.

Es blieb noch bis zum späteren 18. Jahrhundert Charakteristikum kleinstädtischer Synagogen, diese „versteckt“ und als bescheidene Fachwerkbauten auf dem Hof hinter einem Wohnhaus zu errichten, wobei ihre Nutzung nicht oder nur kaum in der äußeren Gestalt deutlich wurde. Das belegen auch die wenigen weiteren überlieferten, vor 1810 errichteten westfälischen Beispiele in Detmold, Bad Laasphe (Abb. 11), Marsberg-Padberg (Abb. 12) und Warendorf.

Fasst man die geringen Kenntnisse über Hofsynagogen in der Neuzeit zusammen, waren es äußerlich schlichte, in der Regel in Fachwerk errichtete Bauten über einem möglichst quadratischen Grundriss und mit zumeist nur geringer Grundfläche: In Detmold waren es nur etwa 35 m², in Telgte 38 m², in Padberg 47 m² und in Warendorf 53 m². Alle diese Bauten bestanden aus einem hohen Saal mit Thoraschrein im Osten, Bima im Zentrum und eingestellter Frauenempore im Westen. Die Decken scheint man immer als hölzernes Tonnengewölbe gestaltet zu haben. Eingangsbereich und die Treppe zur Empore mussten den örtlichen Notwendigkeiten und Bedingungen entsprechend an die oft engen Hofsituationen angepasst werden.

Erst mit der Emanzipation der Juden seit dem späteren 18. Jahrhundert sind in den Landstädten im Stadt- und Straßenraum wirksame, aufwendigere Synagogen entstanden. Da diese nach und nach die älteren Hofsynagogen weitgehend ersetzten und dann bis in das 20. Jahrhundert in



11 Synagoge Bad Laasphe (Kreis Siegen-Wittgenstein) von 1764, nach Umbau 1939 zum Wohnhaus mit Werkstatt. Zustand 2019.

Nutzung waren, blieben sie in der Regel nur dort erhalten, wo man ihre Nutzung schon vor der Pogromnacht 1938 aufgegeben und sie einer anderen Nutzung zugeführt hatte.

Erhaltene Synagogen in Westfalen

Von den etwa 187 um 1930 in Westfalen bestehenden Synagogen wurde beim Novemberpogrom 1938 mehr als ein Drittel zerstört. Weit mehr als ein weiteres Drittel ist erst nach 1945 aus lange währendem Desinteresse durch Umbau oder Abbruch vernichtet oder völlig verändert worden. Daher sind heute in Westfalen nur noch etwa 25 Synagogen mehr oder weniger gut erhalten (d. h. nur etwa 14 % des 1930 vorhandenen Bestandes). Davon sind die meisten nach 1800 im Zuge der jüdischen Emanzipation errichtet worden. Nur fünf von den heute in die Denkmallisten eingetragen 17 Synagogen (etwa 9 % des ehemaligen Bestandes) sind vor 1800 entstanden.²⁰

Momentan wird bei der Telgter Synagoge in enger Zusammenarbeit von Eigentümerin, Stadt, „Religio“ – Westfälischem Museum für religiöse Kultur und der LWL-Denkmalpflege eine Restaurierung der Substanz und Sicherung der historischen Spuren vorbereitet und diese von Stadt, Kreis, LWL, dem Bund und der Deutschen Stiftung



12 Synagoge in Marsberg-Padberg (Hochsauerlandkreis) von 1785; die umgebenden Bauten sind nicht mehr erhalten, die ursprüngliche Lage auf einem Hofplatz nicht mehr erkennbar. Zustand 2008.

Denkmalschutz wesentlich finanziert. Es ist vorgesehen, dass der historische Ort zukünftig besucht werden kann. Das Detmolder Gebäude, dessen Kern aus der Synagoge von 1633 besteht, ist hingegen seit vielen Jahren ungenutzt dem Verfall ausgesetzt. Ein Konzept für die Zukunft des einzigartigen Gebäudes ist bislang nicht bekannt.

Baudatum	Lage	Ort	Anmerkung
1633	Hofgrundstück	Detmold	von einem Christen errichtet
vor 1740	Hofgrundstück	Telgte	Einrichtung durch Umbau eines Speichers
1742	Hofgrundstück	Detmold	Einrichtung durch Umbau einer Scheune
1764	Mauergasse	Bad Laasphe	Einrichtung durch Umbau einer Scheune
1785	Hofgrundstück	Padberg (Marsberg)	
1808	Hofgrundstück	Warendorf	Erneuerung, hinter der Schule (verändert)
1808	Straße	Blomberg	mit Schule, von einem Christen errichtet
1810	Straße	Coesfeld	mit Schule
um 1820	Straße	Selm	mit Schule
1834	Straße	Höxter	mit Schule
1838	Straße	Borgholz (Borgentreich)	
1846	Straße	Petershagen	mit Schule
1868/70	Straße	Hohenlimburg (Hagen)	mit Schule
1872	Straße	Drensteinfurt	
1875/76	Straße	Neheim (Arnsberg)	
1894	Straße	Oerlinghausen	
1907	Straße	Epe (Gronau)	stark verändert

Tab. 1 Erhaltene Synagogen in Westfalen

Anmerkungen

1 Diese Regeln beruhen auf unterschiedlichen Traditionslinien und Schulen; siehe hierzu grundlegend: Katrin Keßler, Ritus und Raum der Synagoge. Liturgische und religionsgesetzliche Voraussetzungen für den Synagogenbau in Mitteleuropa. Petersberg 2007.

2 Thea Altaras, Synagogen in Hessen – was geschah seit 1945? Königstein 1988, S. 17; Katrin Keßler / Simon Paul / Vladislav Slepoy, Synagoge – Betraum – Studierkammer? Quellenhinweise zu jüdischen Beträumen und ihrer Ausstattung, in: Barbara Perlich (Hg.), Wohnen, beten, handeln. Das hochmittelalterliche jüdische Quartier *ante pontem* in Erfurt. Petersberg 2019, S. 116–124.

3 Sie besorgten mit ihren weitgespannten Beziehungen größere Geldsummen, beschafften aber ebenso in Krisen benötigte Nahrungsmittel; siehe: Diethard Aschoff, Die Juden in Westfalen zwischen Schwarzem Tod und Reformation (1350–1530), in: Westfälische Forschungen 30, 1980, S. 78–106; ders., Die Judenpolitik des Fürstbistums Münster zur Zeit des Absolutismus (1650–1803/06), in: Westfälische Zeitschrift 34, 1999, S. 85–115.

4 Ebd. S. 87–88.

5 Ebd. S. 95.

6 1905/07 an der Lorzingstraße errichtet und 1938 zerstört.

7 Keßler u. a. (wie Anm. 2) S. 35–89, insbesondere S. 89.

8 Zur Geschichte des Gebäudes, seiner Nutzung und der Bauuntersuchung detailliert: Fred Kaspar / Peter Barthold, Die „vergessene“ Synagoge 1633. Das Gebäude Bruchmauerstraße 37 in Detmold (Kr. Lippe), in: Westfalen 96, 2018, S. 95–124.

9 Die Möglichkeit zu städtischem Hausbesitz war in der Regel an das Bürgerrecht gebunden. Dieses konnten die unter dem Schutz des Landesherrn stehenden Juden nicht erwerben.

10 Dina van Faassen, Juden im Paderborner Land im 17. und 18. Jahrhundert. Paderborn 2000, S. 14. 28; dies., Landjuden im Paderborner und Corveyer Land (1800–1930), in: Stefan Baumeier / Heinrich Stiewe (Hg.), Die vergessenen Nachbarn. Juden auf dem Lande im östlichen Westfalen. Bielefeld 2006, S. 121–133, hier S. 123–124.

11 Dina van Faassen, Der Standort der Paderborner Synagoge im 18. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn 11, 1998, S. 166–117.

12 Die Synagoge wurde durch die 1980/81 durchgeführte und 1985 publizierte Untersuchung zweier Schüler bekannt: Gregor Rüter / Rainer Westhoff, Geschichte und Schicksal der Telgter Juden 1833–1945. Telgte 1985. 1988 wurde das Gebäude durch den Autor beim damaligen Westfälischen Amt für Denkmalpflege im Zuge der Unterschutzstellung baugeschichtlich und dendrochronologisch untersucht. Danach ist der im Kern erhaltene Speicher später erweitert und um 1500 verzimmert worden (siehe auch: Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Teil IV: Regierungsbezirk Münster. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen Bd. 1.2. Köln 2002, S. 484–486 Abb. 463).

13 Zu dieser Zeit bestanden in Rheine, Stadtlohn, Ahlen und Telgte Synagogen (Michael Hohlstein, Jüdisches Leben

in der frühen Neuzeit, in: Werner Frese, Geschichte der Stadt Telgte. Münster 1999, S. 179–192, hier S. 188–189). Ferner gab es die in diesem Zusammenhang nicht genannte Synagoge in Warendorf.

14 1809 berichtete der Bürgermeister von Unruhen, bei denen man Fenster „an der Judensynagoge“ und Häusern der Juden eingeschlagen habe (Klaus Beck [Hg.], Gedenkbuch für die Telgter Opfer des Holocaust. Telgte 2009, 2. erw. Auflage, S. 16).

15 Rüter/Westhoff (wie Anm. 12) S. 27.

16 Susanne Freund, Telgte, in: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe Bd. 2: Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Münster. Münster 2008, S. 690–701, hier S. 693.

17 Im Bestand erhaltene oder archäologisch erschlossene ältere (dann in der Regel vor den Pogromen von 1350 errichtete) Synagogen konnten bislang nur in wenigen, in der Regel größeren deutschen Städten (z. B. Köln, Erfurt, Miltenberg, Regensburg, Worms, Speyer und Marburg) nachgewiesen werden. Diese folgten deutlich anderen architektonischen und städtebaulichen Prinzipien. Auch in Niedersachsen sind für die Zeit seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur noch sehr wenige kleinere Synagogen (etwa in Peine und Celle) überliefert.

18 Barbara Perlich, Bauten der ersten jüdischen Gemeinde, in: dies., Wohnen, beten, handeln. Das hochmittelalterliche jüdische Quartier „ante pontem“ in Erfurt. Petersberg 2019, S. 130–137, hier S. 131–132.

19 Als früheste überlieferte Beispiele in Niedersachsen gelten die Synagogen in Peine (von 1714), in Celle (um 1740 als Anbau) und in Hornburg (von 1766, 1924 abgebrochen); siehe: Ulrich Knufinke, Synagogentypen des ländlichen Raums im südlichen und östlichen Niedersachsen, in: Herbert Obenaus (Hg.), Landjuden in Nordwestdeutschland. Hannover 2005, S. 235–260, hier S. 240–243. 250.

20 Darüber hinaus haben sich noch einige stark verbaute Reste von weiteren Synagogen erhalten:

1798 Nieheim, Schulhaus mit Synagoge (1954 Synagoge abgebrochen); Anfang 19. Jahrhundert Warburg (nach 1945 weitgehend erneuert); 1848 Unna (Umbau einer ehemaligen Klosterkirche, heute zur Druckerei umgebaut); 1850/52 Beverungen (1938 und später weitgehend verändert); 1852 Lippstadt (1938 und später weitgehend verändert); 1878/79 Meschede (nach 1945 nur Erdgeschoss erhalten); um 1890 Bad Salzuflen-Schötmar (verändert, Kuppel schon 1929 entfernt).

Bildnachweis

1, 4–5, 7–8 LWL-DLBW/Kaspar. | 2 Landesarchiv NRW, OWL, D73, Kataster Lippe, 3 Nr. 3 II | 6 Ausschnitt aus: Blatt Telgte, in: Westfälischer Städteatlas, 3. Lieferung. Altenbeken 1990. | 3, 9–10 Aufmaß und Rekonstruktion: LWL-DLBW/Barthold, Kaspar; Reinzeichnung: LWL-DLBW/Barthold. | 11 Jörg Hempel, in: Kalender 2020 der AG historische Orts- und Stadtkerne NRW, Regionalgruppe Südwestfalen. | 12 LWL-DLBW.



1 Haus Caldenhof bei Hamm, ehemaliges Rittergut Loeb um 1960, 1961 abgebrochen.

David Gropp

Das Wirken des jüdischen Reformers Dr. Alexander Haindorf im Spiegel der Baudenkmäler

Leben und Wirken des jüdischen Arztes Dr. Alexander Haindorf (1784–1862), der in Lendorf bei Meschede geboren wurde und als Jugendlicher nach Hamm kam, ist wissenschaftlich hervorragend aufgearbeitet. Die Gebäude jedoch, in denen er lebte bzw. die durch sein Wirken entstanden sind, waren weniger im Fokus der Forschung. Das Gebäude Am Kanonengraben 4 in Münster ist bezüglich jüdischen Lebens im späten 19. und 20. Jahrhundert eines der bedeutendsten Baudenkmäler der Stadt.

Alexander Haindorf und die Marks-Haindorf-Stiftung

Im 1959 erschienenen Band der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Unna findet man einen für Denkmalinventare merkwürdigen Eintrag zu Haus Caldenhof bei Hamm, einer ehemaligen Wasserburg, die 1858 durch einen gotisierenden, burgartigen Bau mit Zinnenkranz ersetzt und 1864 mit einem Anbau für die umfangreiche Kunstsammlung des Besitzers erweitert wurde.¹ Die ehemalige Wasserburg konnte nicht mehr abgebildet oder beschrieben werden, da sie nicht mehr existierte. Der Nachfolgebau wurde weder abgebildet noch beschrieben, da er ein Bau aus dem 19. Jahrhundert war und dem Verfasser des Inventars als nicht denkmalwürdig galt.

Genannt wurde der Ort wegen der herausragenden Kunstsammlung, die sich zu diesem Zeitpunkt in Teilen auf Haus Caldenhof erhalten hatte. Ein zeitgenössisches Verzeichnis kommt auf 390 Gemälde aus dem 15. bis 19. Jahrhundert, davon 43 altdeutsche und altniederländische Tafelgemälde.² Der Sammler dieser Kunstwerke war der jüdische Arzt Dr. Alexander Haindorf, der vermutlich neben dem künstlerischen Interesse weniger den christlichen als einen allgemein patriotischen Aspekt mit der Sammlung dieser Gemälde verband.³ Eine nicht ungewöhnliche Haltung nach der Säkularisation, durch die die mittelalterliche Kunst in vielen Kirchen nicht mehr benötigt und deshalb entfernt wurde. Aber nur wenig später, nach den Befreiungskriegen, wurden eben diese Kunstwerke von Sammlern als Teil der vaterländischen

Geschichte wiederentdeckt und vor der Vernichtung gerettet. Der Zugang zu diesen künstlerischen und historischen Werken unterschied sich also kaum von dem eines christlichen Sammlers, wie beispielsweise des gleichzeitig sammelnden Carl Wilhelm Krüger aus Minden.

Ob sich die Gebäude, die die bekennenden Juden⁴ Elias Marks (1765–1854) und sein Schwiegersohn Alexander Haindorf auf Haus Caldenhof errichten ließen, von Gebäuden christlicher Bauherren unterschieden, lässt sich nicht mehr feststellen, aber es erscheint unwahrscheinlich, denn eine Abbildung vom Beginn der 1960er-Jahre zeigt einen Bau der Neugotik englischer Prägung, wie er für Landschlösser und vor allem Rittergüter seit dem Bau von Schloss Babelsberg auch in Preußen modern war (Abb. 1).⁵

Aber es gibt ein weiteres Gebäude, das in engem Zusammenhang mit Alexander Haindorf steht, dem ersten praktizierenden jüdischen Arzt in Münster⁶ – das heute als Wohnhaus, vorher als jüdisches Gemeindehaus genutzte und als Schul- und Seminargebäude erbaute Haus Am Kanonengraben 4 in Münster. Dieses Gebäude ist in vielfacher Hinsicht wichtig für die Geschichte des Judentums in Westfalen. Gebaut wurde es von der Marks-Haindorf-Stiftung, die aus dem 1825 von Haindorf gegründeten „Verein zur Beförderung von Handwerken unter den Juden und zur Einrichtung einer Schulanstalt, wo arme verwaiste Kinder unterrichtet und künftige jüdische Schullehrer (aus)gebildet werden sollen“ hervorging.⁷

Dieser Verein verfolgte also drei Ziele:

1. Die Vermittlung von jüdischen Jugendlichen in Handwerksberufe, denn durch die uneingeschränkte Gewerbefreiheit in Preußen seit 1809 war es Juden erlaubt, Handwerksberufe auszuüben.
2. Die Einrichtung einer Elementarschule, da die

Situation jüdischer Schulen in Münster sowie in Westfalen – im Übrigen wie die der christlichen auch – ausgesprochen schlecht war, sodass hier das Ziel verfolgt wurde, den Kindern solide Grundkenntnisse zu vermitteln.

3. Die Einrichtung eines Seminars zur Ausbildung jüdischer Elementarschullehrer, die dann in den Gemeinden arbeiten und damit auch dort die Voraussetzung für eine gute Schulbildung schaffen sollten.

Das Gebäude Am Kanonengraben 4

Nach langen Verhandlungen mit der preußischen Regierung konnte 1839 in Münster die jüdische Elementarschule eingerichtet werden, acht Jahre bevor in Preußen ein Gesetz zur Errichtung öffentlicher jüdischer Elementarschulen erlassen wurde.⁸ Zunächst musste der Unterricht in angemieteten Räumen stattfinden. Nach mehrfachen Umzügen und Provisorien konnte ein Grundstück an der Wehrstraße (heute Am Kanonengraben) erworben werden. Die Kosten für den Erwerb des Grundstücks und den folgenden Bau des Gebäudes wurden allein aus Spenden finanziert.⁹ Am 2. Mai 1884 konnte der Grundstein zum Neubau des Schulgebäudes gelegt werden.

Obwohl die Bauakte von 1884 nicht existiert, können wir eine Vorstellung des damaligen Gebäudes gewinnen, da eine grafische Darstellung und eine gedruckte Beschreibung mit den wichtigsten Informationen zum Inneren des Gebäudes überliefert ist. Der Architekt hieß M. Voßgätter, die Bauzeit betrug 18 Monate, am 28. September 1885 feierte man die Einweihung (Abb. 2). Das Schulgebäude wird wie folgt beschrieben:¹⁰

„Das gefällige, im einfachen Renaissancestyl aufgeführte Gebäude liegt inmitten eines Ziergartens an der Wehrstraße gegenüber der städtischen Promenade und vor dem diese umgebenden Gewässer. Dahinter sind große Gartenanlagen und ein geräumiger Spielplatz.

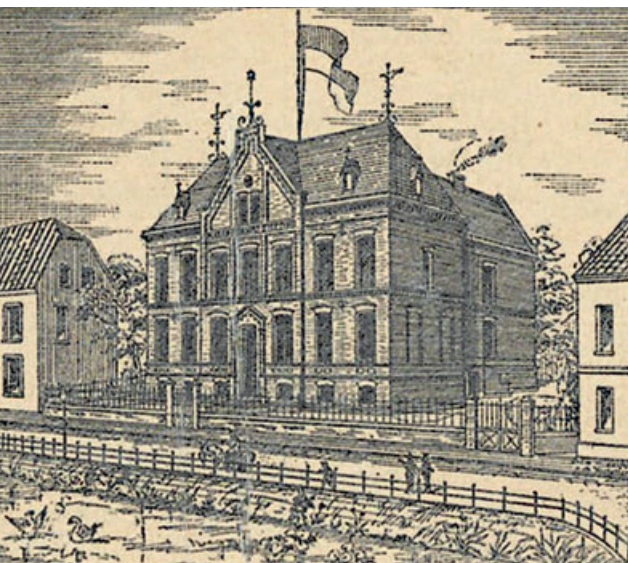
Es ist in zweierlei Verblendsteinen mit Schieferdeckung ausgeführt. Eine Mauer mit Eisengitter und zwei eisernen Thoren grenzt den Vorgarten von der Straße ab.

Die bebaute Fläche einschließlich der Nebengebäude beträgt 392 m².

Das Hauptgebäude enthält an Räumen:

a. im Untergebäude: Küche, Wohn- und 2 Schlafzimmer für den Kastellan, Speisesaal für die Zöglinge, Badezimmer für die Zöglinge, Waschraum, 2 Keller, Raum für Brennmaterial

b. im Erdgeschoß: ein Klassenzimmer für 50 Schüler, ein Klassenzimmer für 30 Schüler, ein Klassenzimmer für 25 Seminaristen, zwei Klassenzimmer für je 10 Seminaristen, ein Apparatenzimmer, ein Konferenzzimmer, ein Sekretariatsbüro, einen Bibliothekraum, ein Musikzimmer;



2 Münster, Am Kanonengraben 4, das Gebäude der Marks-Haindorf-Stiftung 1886.

c. im 1. Stock: eine Aula (zugleich Betsal), 2 Studierzimmer für je 12–15 Seminaristen, Wohnung für einen der Lehrer, einen Sal, ein Wohnzimmer, 3 Schlafzimmer, ein Mägdezimmer, einen Vorratsraum;

d. im 2. Stock (bezw. im Dachgeschoß): einen Schlafsal für 25–30 Seminaristen, ein Wasch- und Utensilienzimmer für dieselben, ein Krankenzimmer, Bodenräume und dann in jedem Geschoß Korridore.

Hell, lustig, groß und gesund sind die Räume, [...]“

Da das Gebäude im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt und danach abweichend von seiner ursprünglichen Gestalt und Funktion wiederaufgebaut wurde, ist die oben wiedergegebene Beschreibung von historischem Wert. Das am 20. Oktober 1986 in die Denkmalliste der Stadt Münster eingetragene Gebäude ist auch nicht aufgrund seiner bauhistorischen, sondern wegen seiner kultur-, sozial- und zeitgeschichtlichen Bedeutung als Baudenkmal ausgewiesen worden. Und doch ist es mehr als ein „Erinnerungsort“, denn wie die Betrachtung des heute noch bestehenden Gebäudes belegt, lassen sich wesentliche Elemente des oben beschriebenen Baus noch ablesen.

Die Wiederaufbaupläne von 1949 zeigen, dass das Gebäude im Zweiten Weltkrieg wohl ausgebrannt ist, aber die Backsteinmauern und die übrigen nicht aus Holz gefertigten Bauteile erhalten geblieben sind (Abb. 3).¹¹ So waren das gesamte Keller- und das Erdgeschoss noch vorhanden. Auch die Treppe ins Obergeschoss und die Außenwände

des Obergeschosses waren erhalten. Die Decke zwischen Erd- und Obergeschoss, die offensichtlich aus Holz war, musste hingegen erneuert werden. So sollte auch zunächst ein „reparierender“ Wiederaufbau stattfinden. Da man jedoch im Ober- und Dachgeschoss – wo vorher zwar die Lehrerwohnung, aber auch die Aula und der Betsaal waren – ausschließlich Wohnungen plante, reduzierte man die Höhe des Obergeschosses, die ursprünglich der des Erdgeschosses entsprach (Abb. 4). Auf diese Weise wurden die Fenster, die ursprünglich die gleiche Form hatten wie die unteren Fenster, etwa um ein Drittel in der Höhe verkleinert und statt mit einem Segmentbogenabschluss mit einem geraden Sturz versehen. Auch der hohe, bis zum First reichende Giebel, der den Abschluss des dreiachsigen Mittelrisalites bildete, wurde nicht wiederhergestellt, sodass heute eine durchgehende Traufe mit Walmdach und Gaubenreihe dem Bau eine gänzlich andere Wirkung gibt.

Aber obwohl diese Maßnahmen das Aussehen des ehemaligen Seminar- und Schulgebäudes stark verändert haben, unterscheidet es sich doch noch immer sehr deutlich von einem „normalen“ Wohnhaus des späten 19. Jahrhunderts. So sind beispielsweise die Verblendziegel, die das Äußere des Baus bestimmen, überwiegend an öffentlichen Bauten, insbesondere Schulen wiederzufinden.¹² Vor allem die Eingangssituation mit den zwei rahmenden Fensterachsen, die aus der Flucht nach vorne gesetzt sind, zeigt dem aufmerksamen Betrachter, dass das Gebäude einmal anders aussah. Der im



3 Münster, Am Kanonengraben 4, verworfener Wiederaufbauplan von 1949.



4 Münster, Am Kanonengraben 4, das Gebäude der Marks-Haindorf-Stiftung. Foto 2021.

Erdgeschoss wie eine Folie für die Eingangsrahmung als geschlossene Fläche ausgebildete Risalit, wird im Obergeschoss in Lisenen und rückspringende Flächen aufgelöst, die heute im „Nichts“ enden, aber damals die abschließende Giebelgestaltung vorbereiteten. Heute weisen im Äußeren nur noch der Eingang mit dem hohen Oberlicht, das dem Gebäude mit dem einbeschriebenen Davidstern ein jüdisches Gepräge gibt, sowie die neuromanische Ädikularrahmung auf die besondere Funktion des ehemaligen Seminargebäudes hin. Aber im Inneren gibt es auch noch Spuren der ursprünglichen Funktion. So sind sowohl der zentrale Eingang, als auch der über die gesamte rückwärtige Front verlaufende Flur mit unmittelbarer Erschließung der hohen, großen Räume und das offene Treppenhaus nur mit einer öffentlichen Nutzung des Gebäudes zu erklären. Abschließend ist festzustellen, dass viel mehr als zunächst vermutet von dem ursprünglichen Schul- und Seminargebäude erhalten ist, auf dessen Funktion im Folgenden noch eingegangen werden soll.

Die Aufgaben, die der Verein bzw. später die Marks-Haindorf-Stiftung übernahmen, hatten sich seit ihrer Gründung 1825 gewandelt.¹³ Während zunächst die Vermittlung jüdischer Jugendlicher in Handwerksberufe im Vordergrund stand, gewannen später die Elementarschule und das Lehrerseminar immer mehr an Bedeutung.¹⁴ Nicht zuletzt, weil der preußische Staat den Verein förderte und die Elementarschule als öffentlich-rechtliche Anstalt bestätigte. Er sah in der „Erzie-

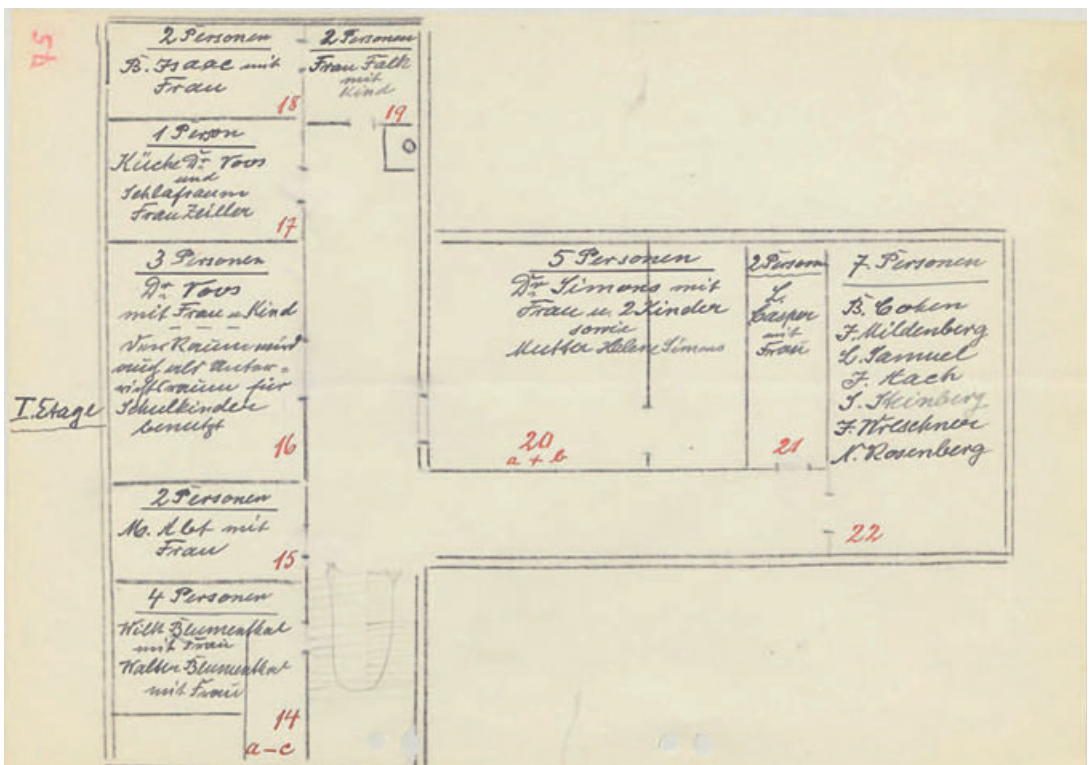
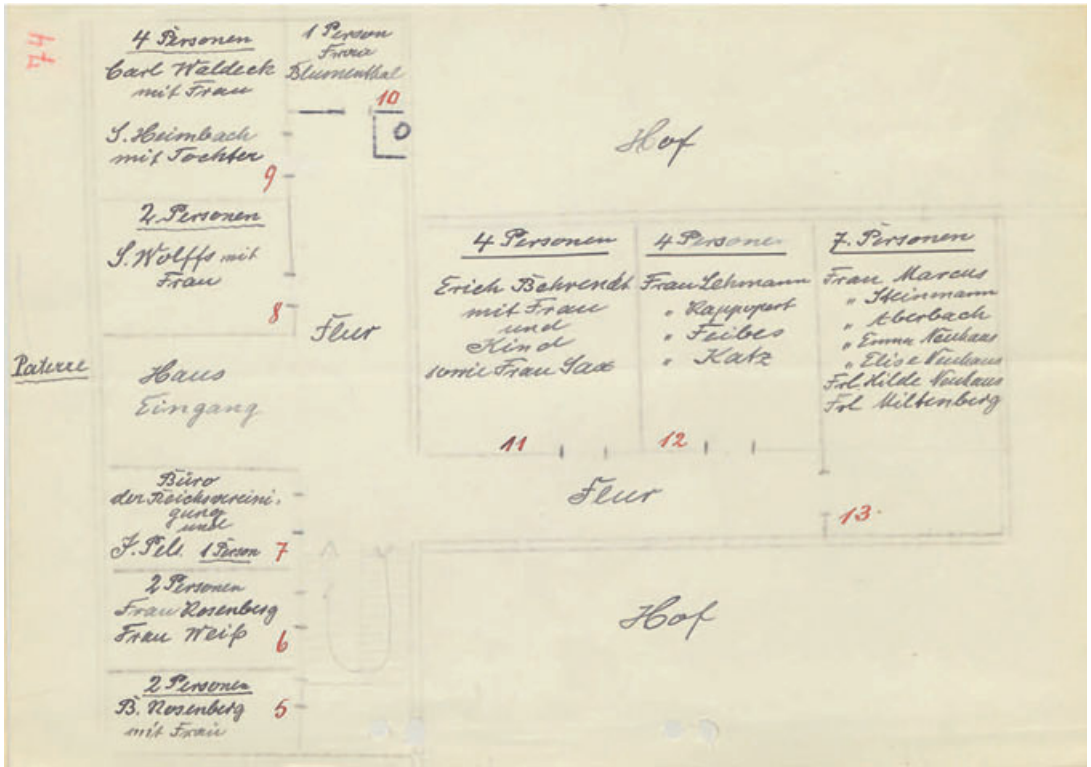
hung“ der Juden eine Chance, sie in die Gesellschaft zu integrieren und aus ihnen „nützliche Staatsbürger“ zu machen. So waren die Elementarschule und die Lehrerausbildung die Hauptaktivitäten, auf die sich die Stiftung später konzentrierte. Die Verbesserung der jüdischen Bildung wurde von Haindorf, aber auch von den Regierungsbehörden als adäquates Mittel zur Durchsetzung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gleichstellung der Juden angesehen.¹⁵

Diese auch von der Stiftung – des früheren Vereins – angestrebten Ziele lassen sich von zwei grundsätzlich unterschiedlichen Standpunkten betrachten: Aus der Sicht der Stiftung sollte die gesellschaftliche Anpassung durch Bildung stattfinden, sie sollte aber nicht die Zugehörigkeit zum Judentum in Frage stellen. So war die Aula im Obergeschoss des Schul- und Seminargebäudes, die eben auch als Betsaal genutzt wurde, ein wichtiges Element der Einrichtung. Trotz verbreiteter antisemitischer Propaganda hofften die jüdischen Träger der Stiftung, durch patriotische Gesinnung und Identifikation mit dem Kaiserreich die Zugehörigkeit der Juden zum deutschen Volk und ihre Akzeptanz in der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen.¹⁶ Ziel war es also, Deutsche jüdischen Glaubens heranzuziehen. Im Gegensatz hierzu war die Förderung der preußischen Regierung immer in der Hoffnung geschehen, dass die Juden durch die Akkulturation und Integration zum Christentum überträten und damit ihre jüdische Identität ablegten.

Die Nutzung als „Judenhaus“

Wenn die Ziele der Marks-Haindorf-Stiftung in der Weimarer Republik in erreichbare Nähe zu rücken schienen, stellte sich spätestens mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 heraus, dass die antisemitischen Widerstände in der deutschen Gesellschaft zu groß waren, um

eine Gleichberechtigung der Juden zu akzeptieren. In der Folge wurden ganz „legal“ aus Deutschen jüdischen Glaubens, wie auch aus getauften Deutschen jüdischer Herkunft, Juden ohne nationale Zugehörigkeit. Mit „Sonderrechten“ wie Wohnungs-sonderrecht, Sonder-Schulrecht und schließlich den Gesetzen zur Kennzeichnung der Juden wurden die Staatsbürgerrechte immer weiter ein-



5-6 Münster, Am Kanonengraben 4, Grundrisse des Erd- und ersten Obergeschosses mit Belegungsplan von 1942.

geschränkt und die Juden von der übrigen Gesellschaft separiert.¹⁷ Nach und nach wurden sie aus allen Lebensbereichen ausgegrenzt, um sie dann zu vernichten. Raul Hilberg benennt drei Abschnitte der nationalsozialistischen Judenvernichtung: „Definition, Enteignung, Konzentration“.¹⁸ Da das Lehrerseminar schon 1926 aufgrund einer Reform der Lehrerausbildung aufgelöst worden war, befand sich zuletzt nur noch die jüdische Volksschule am Kanonengraben 4.¹⁹ Nach den Novemberpogromen 1938 und der Zerstörung der Synagoge in Münster wurden im Betsaal (Aula) der Schule auch die Gemeindegottesdienste gefeiert. Schließlich endete am 14. März 1940 die Selbstständigkeit der Marks-Haindorf-Stiftung durch die Zwangsüberführung in die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“.²⁰ Aufgrund des Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden vom 30. April 1939 entfiel für sie der Mieterschutz, sodass der Räumung ihrer Wohnungen nichts mehr im Wege stand.

Im Sommer 1939 wurden die münsterischen Juden in 14 sogenannten Judenhäusern „konzentriert“.²¹ Mittelpunkt jüdischer Existenz wurde das Haus der Marks-Haindorf-Stiftung am Kanonengraben, das nach der ersten Deportation nach Riga am 13. Dezember 1941 zum einzigen „Judenhaus“ und damit letzten Wohnort für die noch verbliebenen Juden in Münster wurde.²²

Im Stadtarchiv sind eine Liste der Bewohner vom 7. März 1942 und ein Belegungsplan erhalten, die einen Eindruck der bedrängten Wohnsituation geben (Abb. 5–6).²³ Im Keller lebten 8 Personen, im Erdgeschoss 27, im Obergeschoss 28 und im Dachgeschoss 16 Personen. Weiterhin gab es Räume, die noch mit anderen Funktionen belegt waren. Eine damals fünf Jahre alte Zeitzeugin, die mit ihrer Familie im Keller wohnte, beschrieb in einem Interview 1993 die Lebensumstände folgendermaßen: „Wir waren praktisch im Keller. Ich erinnere mich auch noch an Spannungen. Klar, wenn Menschen auf engstem Raum zusammenleben. ... Spannungen gab es schon. ... Wir hatten im Keller zwei Räume für 4 Personen. Moritz Lesser war noch bei uns. Das war wohl ein Vorzug, weil Vater behindert war. Es haben ja auch Fremde zusammengelebt. Meine Eltern und der Onkel – das war so gewissermaßen Familie. Es war zwar im Keller, aber es war abgeschlossen, d. h. eine Tür zu schließen. Bei uns war durchaus Privatleben. Bei den anderen wird es schwer gewesen sein.“²⁴

Nach dem Gesetz vom 15. Juli 1938 war die jüdische Volksschule in der Marks-Haindorf-Stiftung die einzige, die Juden noch offenstand. Immer mehr Kinder – auch ältere und ebenfalls aus der weiteren Umgebung – waren von dem Unterrichtsverbot für Juden an nicht-jüdischen Schulen betroffen.²⁵ Als die Schule schließen musste, weil das ganze Gebäude als „Judenhaus“ genutzt wurde,

wurde in den „Privaträumen“ der Familie Voos – bis zu deren Übersiedlung nach Bielefeld am 30. März 1942 – weiter unterrichtet (siehe Abb. 5: Grundriss erste Etage).²⁶ Mit Erlass des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung wurde ab 1. Juli 1942 die Beschulung jüdischer Kinder ganz untersagt.²⁷ Schließlich wurden am 31. Juli 1942 sämtliche Bewohner des Gebäudes der Marks-Haindorf-Stiftung nach Theresienstadt deportiert.

Zunächst machte die Stadt Münster Ansprüche auf das nunmehr leere Gebäude Am Kanonengraben 4 geltend, um dort das Heerde-Kolleg unterzubringen, trat dann aber zugunsten einer Nutzung durch die Gestapo zurück.²⁸ 1943 wurde das Gebäude bei einem Bombenangriff stark beschädigt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde von der Jewish Trust Corporation die Rückerstattung gefordert. Das Verfahren wurde 1954 mit der Übergabe des Grundstücks und des 1949/50 wieder aufgebauten Gebäudes an die Jüdische Gemeinde Münster eingestellt. Beim Wiederaufbau wurde im Erdgeschoss ein großer Raum eingerichtet, in dem bis zur Wiedereinweihung der Synagoge 1961 die Gemeindegottesdienste stattfanden.

Zusammenfassung

Das Gebäude der Marks-Haindorf-Stiftung wurde „als eines der letzten Zeugnisse jüdischer Kultur“ in Münster in die Denkmalliste der Stadt eingetragen. Zudem wurde seine Bedeutung als „Judenhaus“ und damit als letzter Wohnort von Juden in Münster vor ihrer Vernichtung mit der Eintragung gewürdigt. Kein anderes Gebäude in Westfalen verkörpert die Geschichte des Judentums von dem Versuch der Akkulturation und Anpassung im deutschen Kaiserreich bis zum tragischen Scheitern durch Vertreibung und Vernichtung in der Zeit des Nationalsozialismus besser als das ehemalige Schulgebäude der Marks-Haindorf-Stiftung. Zugleich ist es Zeugnis für den Neuanfang jüdischen Lebens in Münster nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Schulhaus, dessen Entstehung letztlich auf die Anstrengungen von Dr. Alexander Haindorf zurückgeht, die Juden durch Bildung in die deutsche Mehrheitsgesellschaft zu integrieren, bezeugt zugleich den fatalen Irrtum, dem er und seine Nachfolger erlegen waren.

Zusammen mit den schriftlichen Quellen in den Archiven evoziert das Gebäude ein lebendiges Bild jüdischen Lebens und Leidens des 19. und 20. Jahrhunderts.

Anmerkungen

1 Wilhelm Rave (Hg.) / Hans Thümmler (Bearb.), Kreis Unna. Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen Bd. 47.

Münster 1959, S. 498. Der Eintrag zeigt nur Gemälde der Haindorf'schen Gemäldesammlung.

2 Andreas Priefer, Die Sammlung Haindorf und der „Liesborner Meister“. Zur Provenienz eines spätmittelalterlichen Altarfragments im Museum Abtei Liesborn, in: Münsterland. Jahrbuch des Kreises Warendorf 54, 2005, S. 232–240.

3 Enno Krüger, Alexander Haindorf, in: Annette Weber (Hg.), Jüdische Sammler und ihr Beitrag zur Kultur der Moderne. Heidelberg 2011, S. 291–306, hier S. 305.

4 Alexander Haindorf schlug die Möglichkeit der Taufe grundsätzlich aus und versuchte sie auch bei seinen Enkelkindern zu verhindern. Siehe: Susanne Freund, Alexander Haindorf. Gesellschaftliche Anerkennung anstatt Taufe. In: Folker Siegert (Hg.), Grenzgänge. Menschen und Schicksale zwischen jüdischer, christlicher und deutscher Identität. Festschrift für Diethard Aschoff. Münster 2002, S. 174–194, hier S. 189.

5 Helmut Richter, Adelsitze und Rittergüter im Gebiet der Stadt Hamm, in: Herbert Zink (Hg.), 750 Jahre Stadt Hamm. Hamm 1976, S. 130. 150.

6 Bernhard Brilling, Alexander Haindorf – seine Bemühungen um Anstellung als Universitätsprofessor (1812–1815) und seine Tätigkeit als Dozent in Münster (1816–1818 und 1825–1847), in: Westfälische Zeitschrift 131, 1981, S. 69–118, hier S. 88.

7 Susanne Freund, Jüdische Bildungsgeschichte zwischen Emanzipation und Ausgrenzung. Das Beispiel der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster (1925–1942). Paderborn 1997, S. 39.

8 Ebd. S. 46.

9 Zitiert nach Freund (wie Anm. 7) S. 189.

10 33. Bericht über die Marks-Haindorf'sche Stiftung zur Bildung von Elementarlehrern und Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden. Münster 1886, S. 17.

11 Architekt Justus Haarmann, städt. Baurat i. R., Baufirma Joh. Weinrich Nchf., Bauherr Jüdische Gemeinde Münster und Umgegend, Bauakte der Stadt Münster.

12 So lassen sich sehr gut die Eichendorfschule, Schulstraße 22 (1885), oder die Martinischule, Stiftsherrnstraße 40, in Münster vergleichen. Außerdem sind in Münster nur noch wenige Gebäude der Zeit vorhanden, beispielsweise das ehemalige Amtsgericht oder das Staatsarchivgebäude am Bohlweg von 1886/88. Siehe hierzu auch: Klaus Bußmann, Architektur der Neuzeit, in: Franz-Josef Jakobi (Hg.), Geschichte der Stadt Münster Bd. 3. Münster 1994, S. 510–511.

13 Siehe hierzu: Freund (wie Anm. 7).

14 Zum einen gab es später jüdische Handwerksbetriebe, die jüdische Jugendliche als Lehrlinge aufnahmen und zum anderen traten die Handwerksberufe in ihrer Bedeutung zurück, da sie im Zuge der Industrialisierung als wenig zukunftsträchtig angesehen wurden.

15 Zum Verständnis ist wichtig zu wissen, dass der größte Teil der rheinischen und westfälischen Juden auf dem Land

zumeist in prekären Verhältnissen lebte. Es gab nur eine sehr kleine gebildete, liberal-reformierte Oberschicht.

16 Es war die Epoche der Vereine und so engagierten sich münsterische Juden im „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“. Hiermit stellte sich der Verein gegen die zionistische Auffassung, die im Judentum nicht nur eine religiöse, sondern auch eine Volksgemeinschaft sah. Siehe: Freund (wie Anm. 7) S. 195–196.

17 Marlis Buchholz, Die hannoverschen Judenhäuser. Hildesheim 1987, S. 3.

18 Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust. Berlin 1982, S. 53–194.

19 Mit der Einführung der Pädagogischen Akademien (in Preußen 1926) wurden die Präparandenanstalten und Seminare nicht mehr benötigt. Aufnahmevoraussetzung für die Akademie war jetzt das Abitur. Siehe: Freund (wie Anm. 7) S. 285.

20 Freund (wie Anm. 7) S. 294. Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland unterstand dem Referat IV B 4 im Reichssicherheitshauptamt. Referatsleiter Adolf Eichmann konnte also unmittelbar Druck ausüben; siehe: Buchholz (wie Anm. 17) S. 19.

21 Andreas Determann, Geschichte der Juden in Münster. Dokumentation einer Ausstellung in der Volkshochschule Münster. Münster 1989, S. 136.

22 Diethard Aschoff, Von der Emanzipation zum Holocaust – Die jüdische Gemeinde im 19. und 20. Jahrhundert, in: Franz-Josef Jakobi (Hg.), Geschichte der Stadt Münster Bd. 2. Münster 1994, S. 484.

23 Stadtarchiv Münster, Stadtrege. Fach 36 Nr. 18d, Fol. 73–76. Zugleich sind es die einzigen Grundrisse, die das Haus in etwa in der Vorkriegssituation zeigen.

24 Interview mit Liesel Binzer, geb. Michel, durchgeführt von Gisela Möllenhoff am 24. Mai 1993; zitiert nach Freund (wie Anm. 7) S. 321.

25 Das Gesetz vom 15. November 1938 verbot allen jüdischen Kindern den Besuch nicht-jüdischer Schulen.

26 „Unser Rabbiner und Lehrer Dr. Voos gab uns alles, was in seinen beschränkten Möglichkeiten nur denkbar war. Er war uns mehr als ein väterlicher Freund. Unser Unterricht musste auf kleinstem Raum stattfinden, mehrere Klassen in einem Raum. Und in all dieser Enge und bei all unserem Leid in dieser Zeit hat er uns unendlich viel gegeben, viel gelehrt und es verstanden, uns Kinder glücklich zu machen, den Alltag für Stunden zu vergessen.“ Irmgard Ohl, geb. Heimbach (16. 5. 1988), in: Determann (wie Anm. 21) S. 133.

27 Freund (wie Anm. 7) S. 322–323.

28 Stadtarchiv Münster, Stadtregistratur, Fach 36, Nr. 18d.

Bildnachweis

1 LWL-Medienzentrum für Westfalen / Josef und Werner Viegener. | 2, 5–6 Stadtarchiv Münster. | 3 Stadt Münster, Bauakte. | 4 LWL-DLBW/Woltermann.



1 Urriss von dem Dorf Bruchhausen von 1831; blau nummeriert: das Anwesen Levi/Steinheim (Nr. 1), Brokhusenstraße 11, mit der dahinter im Garten stehenden Synagoge (Nr. 2) und dem Lagerhaus (Nr. 3), Linnenstraße 3; gelb nummeriert: ev. Kirche mit dem umgebenden Kirchhof (Nr. 1), ev. Pfarrhof (Nr. 2), Im Ring 8, ev. Küster- und Schulhaus (Nr. 3), Linnenstraße 22; rot nummeriert: kath. Kirche (Nr. 1) und kath. Pfarrhaus (Nr. 2), beide Brokhusenstraße 16.

Fred Kaspar

Bruchhausen (Stadt Höxter) – zwei Kirchen und eine Synagoge

Jüdische Minderheit im bikonfessionellen Dorf

Das kleine Dorf Bruchhausen erhielt seit der Mitte des 17. Jahrhunderts für nahezu 300 Jahre eine kulturelle Sonderstellung im Corveyer Land. Die Bevölkerung wurde in die in Folge der Reformation ausgebrochenen Streitigkeiten der Obrigkeiten um den „richtigen Glauben“ hineingezogen und hierbei im besonderen Maße instrumentalisiert. Dies hatte für die Lebensumstände der ländlichen Bevölkerung in Bruchhausen und dem Nachbardorf Amelunxen weitreichende Folgen. Ab dem späten 18. Jahrhundert unterhielt die jüdische Gemeinde in Bruchhausen eine Synagoge in enger räumlicher Nähe zu den beiden christlichen Kirchen.

Gespalten in eine katholische und eine evangelische Gemeinde gab es seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Bruchhausen und Amelunxen jeweils zwei Pfarrer, Küster und Schulen. Letztere waren ebenso wie die Kirchen, Pfarr- und Küsterhäuser zu unterhalten.¹ Im Alltag dürften sich diese besonderen Verhältnisse als ständige Prüfung gegen-

seitiger Toleranz erwiesen haben und führten immer wieder zu Streitigkeiten. Erst im Laufe des 20. Jahrhunderts näherten sich die jeweils streng in abweichenden Glaubensvorstellungen sozialisierten und erzogenen Bevölkerungskreise an, sodass nach Jahrhunderten (wieder) eine gemeinsame geprägte Ortskultur entstehen konnte.²

Die Entwicklungen sollen hier kurz angedeutet werden: Das Patronatsrecht über die Pfarre und Kirche von Bruchhausen lag im Spätmittelalter bei den Herren von Kanne auf Schloss Bruchhausen. Da diese um 1545 zum evangelischen Glauben übergetreten waren und sich bis um 1600 nahezu das ganze Dorf dieser Religion angeschlossen hatte, wurde die Pfarre zu Bruchhausen 1650 (zusammen mit dem benachbarten Dorf Amelungen sowie der Stadt Höxter) endgültig als evangelisch anerkannt.³ Schon wenig später, 1656, trat allerdings der Gutsherr zum katholischen Glauben über, sodass es in der Folge zur religiösen Spaltung der Gemeinde kam: Nachdem die Zahl der Katholiken in dem Dorf zunahm, wurde ihnen 1657 der Mitgebrauch der Dorfkirche zugestanden. 1699 stiftete der aus Bruchhausen stammende Paderborner Domherr Friedrich Mordian von Kanne den Bau einer Kapelle, die neben der Vorburg von Haus Bruchhausen errichtet wurde.⁴ 1708 folgten die Stiftung eines neuen katholischen Pfarrvermögens und Errichtung eines katholischen Pfarrhauses, in das 1714 der erste katholische Pfarrer einzog. Erst im Jahre 1937 wurde der Anspruch der Katholiken, die alte Kirche von Bruchhausen als Simultaneum zu nutzen, aufgegeben.⁵

Seit dem späteren 17. Jahrhundert lebten daher in dem kleinen Dorf evangelische und katholische Familien. 1700 gab es 80 Häuser mit 354 Einwohnern, von denen 246 evangelisch und 138 katholisch waren.⁶ Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts siedelten sich auf der Grundlage der Politik der Corveyer Äbte vereinzelt Juden in den Dörfern an,⁷ seit 1657 auch in Bruchhausen, wobei sich der Ort zu einem ihrer regionalen Zentren entwickelte. Um 1800 lebten im Bereich vom Fürstbistum Corvey in 45 Haushalten etwa 180 Juden,⁸ eine Zahl, die in dem folgenden Jahrzehnt auf 73 Haushalte mit 302 Juden anstieg.⁹

Im 18. Jahrhundert lebten drei und 1802 sechs jüdische Familien in Bruchhausen,¹⁰ wobei auch weitere Familien in dem benachbarten Ottbergen zu dieser Gemeinde gehörten. 1738 wird erstmals auch ein jüdischer Betraum in Bruchhausen erwähnt. Nachdem 1767 eine neue Synagoge errichtet worden war, unterhielten trotz der geringen Einwohnerzahlen drei verschiedene religiöse Gemeinschaften jeweils ihr eigenes kultisches und schulisches Leben in dem Dorf Bruchhausen. Entsprechend dem engen Zusammenhang zwischen der Dorfherrschaft und der katholischen Gemeinde konzentrierten sich deren Einrichtungen auf die unmittelbare Umgebung des Schlosses (Abb. 1): Katholisches Pfarrhaus, Kapelle und Schule flankierten die Zufahrt zum Gutshof. Die Bauten der evangelischen Kirchengemeinde hingegen befanden sich nordöstlich davon im Umkreis der alten Dorfkirche mit Pfarrhaus sowie Küster- und Schulhaus. Wenig nördlich stand am Dorfrand die jüdische Synagoge. Die drei religiö-

sen Zentren des Dorfes hatten also jeweils nur einen Abstand von weniger als 150 Metern.

Das tägliche Leben gestaltete sich insbesondere für die kleine Gruppe der Juden schwierig. Obwohl sie wesentliche Träger des Land- und Viehhandels und des Geldverleihs waren und nicht in einem besonderen Bereich, sondern verstreut im Ort wohnen,¹¹ blieben sie bis zum frühen 19. Jahrhundert von der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen. Salomon Steinheim berichtete aus seiner Jugend in den Jahren um 1800, dass er nicht wie die übrigen Kinder des Dorfes über den (bikonfessionell belegten) Kirchhof der evangelischen Kirche im Dorfkern laufen durfte, und dass seine ganze Familie am 23. Juli, dem Festtag des Hl. Liborius (Patron des Bistums Paderborn) gezwungen war, sich im Haus mit geschlossenen Fensterläden zu verstrecken. Ihnen war streng untersagt, die am Haus vorbeiziehende Prozession der Katholiken selbst durch ein Schlüsselloch zu beobachten.¹²

Am östlichen Ortsrand, an der Brokhusenstraße 11, befand sich das Anwesen der bedeutenden jüdischen Familie Levi (seit 1809 Steinheim) mit dem Wohnhaus und einem Lagerhaus für den Handel. Die dahinter in unmittelbarer Nachbarschaft stehende Synagoge war auf Kosten der wohlhabenden Familie Levi errichtet worden (Abb. 2). Nach den Kindheitserinnerungen von Salomon Steinheim haben im späteren 18. Jahrhundert die Corveyer Juden ihre Gesamtversammlungen in seinem Elternhaus abgehalten.¹³ 1808 erhielten die Juden in dem 1807 gegründeten Königreich Westphalen die allgemeinen Bürgerrechte, womit ihr bisheriges Schutzjudenstatut fortfiel.¹⁴ Da sie nunmehr Bewegungsfreiheit besaßen, verließen die meisten Juden allerdings im 19. Jahrhundert Bruchhausen, sodass schließlich um 1870 auch ihre Synagoge aufgegeben werden musste.

Schnell geriet die Kenntnis über die Geschichte des Anwesens Levi/Steinheim und die Lage der Synagoge in Vergessenheit. Man ging davon aus, dass sich davon nichts erhalten hätte.¹⁵ Im Rahmen baugeschichtlicher Untersuchungen von Häusern in der Nachbarschaft konnte erst vor wenigen Jahren zufällig sowohl ihre Lage wie das Haus dieser jüdischen Familie ermittelt werden¹⁶ und wird hier erstmals dargestellt. Bauten des Anwesens sind erhalten und wurden ohne Kenntnis dieser besonderen geschichtlichen Zusammenhänge schon 1986 in die Denkmalliste eingetragen. Die auf dem Hof stehende Synagoge ist allerdings schon im frühen 20. Jahrhundert abgebrochen worden. In welchem Umfang sich in den überlieferten Bauten auch noch die verbauten Reste der Familienwohnung erhalten haben, konnte in dem genutzten Gebäude bislang nicht untersucht werden. Neufunde wichtiger geschichtlicher Zeugen sind nach wie vor möglich. Um Neues aufzudecken, muss jedoch der historische Baubestand mit den archivalischen Quellen abgeglichen werden. Dabei kann sich, wie



2 Höxter-Bruchhausen, Brokhusenstraße 11, das Wohnhaus Levi/Steinheim in einer Reihe mit traditionellen Dielenhäusern. Foto 2021.

in dem hier vorgestellten Fall, herausstellen, dass sich ein als bislang durchschnittlich geltendes Haus als besonderes Zeugnis der Orts- und Landesgeschichte erweist.

Das Anwesen liegt südlich der von Ottbergen in das Dorf führenden Hauptstraße am östlichen Ortsrand. Spätestens Mitte des 18. Jahrhunderts gehörte die Stätte der jüdischen Familie Levi. Seit sich 1685 Abraham Levi aus Brakel hier niedergelassen hatte, sind diese in Bruchhausen nachweisbar.¹⁷ Schon dessen Söhne betrieben hier einen umfangreichen Handel mit Agrarprodukten wie Leder, Fleisch und Pferden.¹⁸

Über das Aussehen des Hauses vor der Mitte des 18. Jahrhunderts ist nichts bekannt. Nach Lage des

später um 1760 dahinter errichteten, bis heute erhaltenen Hinterhauses dürfte es nur von geringer Größe gewesen sein. Hier wuchs auch Salomon Ludwig Steinheim (geb. 6. August 1789, gest. 19. Mai 1866 in Zürich) auf, Arzt, Religionsphilosoph und Künstler,¹⁹ der bis heute als bedeutender Gelehrter des 19. Jahrhunderts in Erinnerung ist (Abb. 3).²⁰ In seinen kurz vor seinem Tod aufgezeichneten Kindheitserinnerungen schreibt er auch über seine Kinder- und Jugendzeit in Bruchhausen:²¹ Danach wuchs er als Salomon Meier in dem Haus seines schon im Jahre 1797 verstorbenen Vaters Abraham Levi auf,²² der es von seinem wenig nach 1764 verstorbenen Urgroßvater Abraham (Leiffmann) Levi geerbt hatte.²³ Dieser hatte



3 Salomon Ludwig Steinheim (1789–1866).

seinen Schutzbrief um 1762 auf seine zwei Söhne Abraham und Joseph übertragen,²⁴ wohl Zeugnis, dass er zu dieser Zeit sein Handelsgeschäft und seinen übrigen Besitz seinen zwei Söhnen übergeben hatte.

Steinheims Großvater Abraham Levi (um 1735–1793) war mit Schöna Itzig (1744–1815) verheiratet.²⁵ Ihre Söhne lebten in Gütergemeinschaft und gehörten auf Grund ihres wirtschaftlichen Erfolgs nicht nur zu den wohlhabenden Juden in der Region, sondern erlangten auch besonderen

Einfluss.²⁶ Nachdem sie sich 1779 bereiterklärt hatten, dass der Fürstabt von Corvey auf ihre Kosten einen approbierten Landrabbiner anstellen könne und dieses Amt Moses Mendel bis zu seinem Tode 1792 übertragen war, lebte auch dieser im Hause der Brüder Levi.²⁷ Sie nahmen darüber hinaus zeitweilig auch einen polnischen Talmudgelehrten auf. Die Brüder Levi bauten das Handelsgeschäft ihrer Vorfahren aus und handelten im großen Stil auch überregional mit Agrargütern, zu denen der Großhandel von Korn, Vieh, Wein, Teer und Wolle gehörte. Hierzu errichteten sie an der Rückseite des Grundstücks ein bis heute erhaltenes Lagerhaus (Linnenstraße 3). Ferner wurde Geld verliehen, wurden Importe getätigt sowie ein örtlicher Handel unterhalten.²⁸ Allerdings gerieten die Brüder 1787 wegen verschiedener geschäftlicher und politischer Ziele sowie gesellschaftlicher Vorstellungen in einen erbitterten Streit, sodass sie bis zu ihrem Tod 1797 und 1802 nicht mehr miteinander kommunizierten.²⁹

Das Elternhaus von Steinheim wurde also von zwei Familien in eigenständigen Haushalten und mehreren Generationen bewohnt, zu denen zeitweilig noch weitere Personen gehörten. Der Gemeindevorsteher Josef Levi soll hierbei das durch ihren Vater 1760 neu errichtete Hinterhaus mit dem Saal bewohnt haben, sodass Steinheims Familienzweig spätestens seit der Hochzeit 1787 seines Vaters Abraham Levi (um 1768–1797) mit Sara (1767–1806) in der vorderen Haushälfte zu vermuten ist.



4 Höxter-Bruchhausen, jüdischer Friedhof. Foto 2021.



5 Höxter-Bruchhausen, Brokhusenstraße 11, das Hinterhaus (von etwa 1760?) am Wohnhaus Levi/Steinheim. Foto 2021.

Nachdem der Vater aber schon im Jahre 1797 verstarb, wurde Steinheim in die Vormundschaft seines Verwandten Salomon Meier gegeben. Als dieser 1804 mit seiner Familie nach Hamburg-Altona zog, verließ auch Steinheim seine Heimat zur weiteren Ausbildung. Allerdings scheint seine Mutter bis zu ihrem Tode 1806 weiterhin in Bruchhausen im Haus ihrer Verwandten verblieben zu sein.

Als 1808 die Juden einen Nachnamen annehmen mussten, wählte Salomon Meier den Namen Steinheim. Dieser Name wurde damit auch seinem Mündel Salomon Levi übertragen, sodass sich dieser fortan Salomon Ludwig Steinheim nannte.³⁰ Nach Studium in Kiel und Berlin promovierte Steinheim 1811 in Kiel als Mediziner. Seine Nennung

1812 als einziger jüdischer Arzt im Fürstentum Corvey³¹ belegt, dass er nach Abschluss des Studiums wohl zunächst wieder im Elternhaus in Bruchhausen gelebt hat. 1813 ließ er sich als Arzt in Steinheim (Kr. Höxter) nieder, praktizierte 1817 in Kiel und später dann bis 1845 in Altona. Steinheim setzte sich als Schriftsteller für die Emanzipation der Juden ein. Von 1835 bis 1865 arbeitete er an seinem theologischen Hauptwerk: *Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge*.

Mitglieder der Familie Steinheim lebten noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in dem von ihren Vorfahren errichteten Haus in Bruchhausen. Erbe wurde Herz Levi Steinheim (12.4.1793–1844), jüngerer Bruder von Salomon. Wie sein Vater bezeichnete er sich als Handelsmann und

heiratete 1817 in Bruchhausen Adelheit Wittgenstein.³² Sie besaßen zwei Häuser und umfangreiche Ländereien. Sein Einkommen wurde in diesen Jahren mit 550 Reichstalern verzeichnet, somit gehörte er im ganzen Bezirk Paderborn zu den vermögendsten Juden.³³ Auf dem jüdischen Friedhof vor dem Dorf haben sich mehrere Grabsteine von ihnen und den Kindern aus dieser Ehe erhalten (Abb. 4). 1869 verkaufte ihr Sohn, der Kaufmann Meier Steinheim das Anwesen mitsamt der Synagoge, wobei den verbliebenen Gemeindemitgliedern aber die weitere Nutzung der Synagogenräume eingeräumt wurde. Dies deutet darauf hin, dass die Gemeinde kleiner geworden war, aber noch bestand.

Käufer war der Kaufmann Friedrich Hohoff in Paderborn, der den Besitz wenig später an den Bleicher Theodor Pechmann weitergab.³⁴ 1895 gehört das Anwesen (Wohnhaus mit Hofraum und Hausgarten) dessen Schwiegersohn, dem Schenkwirt August Koch, und seiner Ehefrau Johanne geb. Pechmann. Seitdem wird bis heute in dem Haus eine Gastwirtschaft betrieben (heute unter der niederdeutschen Bezeichnung „Olt Brauxen“).

Das Wohn- und Geschäftshaus Levi/Steinheim

Salomon Steinheim berichtet in seinen Kindheits-erinnerungen, dass sein Elternhaus um 1800 das beste und vornehmste Haus in Bruchhausen gewesen sei. Diese Aussage wird durch das noch heute erhaltene Gebäude in der Brokhusenstraße 11 bestätigt. Schon um 1760 hatte sein Großvater einen rückwärtigen Anbau errichtet, bei dem es sich wohl um eines der ersten reinen Wohngebäude mit einer zeitgenössischen anspruchsvollen Ausstattung im Dorf gehandelt hat. Wenig später wurde auch das vordere Haus als reines Wohnhaus mit zahlreichen Zimmern erneuert, zu einer Zeit, in der man auf den Nachbargrundstücken noch traditionelle Wohn- und Wirtschaftsgebäude mit ihren dominanten hohen, über ein Tor befahrbaren Dielen baute (siehe etwa 1798 die benachbarten Häuser Brokhusenstraße 7 und 13).

Die Bauzeit des Wohnhauses ist nicht überliefert, ist aber nach der Gestaltung und Konstruktion im späteren 18. Jahrhundert zu vermuten. Danach ist das Fachwerkhaus durch ein Mitglied der Familie Levi errichtet worden, wohl von den 1797 und 1802 verstorbenen Brüdern Abraham und Josef Levi (vor ihrem Streit 1787). Im Unterschied zur traditionellen Bauweise in den Dörfern hat man es als reines Wohnhaus über einem Kellersockel errichtet. Das Fachwerkgerüst ist zweistöckig verzimmert, wobei sich die Konstruktion der unverändert erhaltenen Fassade (Fensterflügel und Tür sind in den alten Öffnungen erneuert) mit Krüppelwalm

weitgehend nach den inneren Strukturen richtet. Daher dürfte das konstruktiv bestimmte, nur vereinzelt mit Fußstreben ausgesteifte Fachwerk einfarbig überstrichen oder verputzt gewesen sein. Das Haus hat mit einer Länge von fünf Gefachen nur eine recht geringe Tiefe. Das Innere wird über eine mittlere Haustür mit vorgelegter Freitreppe und einen Längsflur bestimmt, an den sich beidseitig die Räume anschließen. Dies ermöglichte das getrennte Leben zweier Familien und mehrerer weiterer Personen in dem Haus. Im erst später zu Wohnzwecken ausgebauten Dach konnte Ernte, Stroh und Brennholz gelagert werden, wozu über der Haustür ehemals eine Ladeluke bestanden hat. Hinter dem Haus steht ein ebenfalls zweistöckiges, an der westlichen Seite etwas eingezogenes Hinterhaus mit einer Länge von sechs Fachen (Abb. 5). Auch dessen Rückgiebel hat ein Krüppelwalmdach. Das Gebäude dürfte etwas älter als das Vorderhaus und der Bau sein, der um 1760 zur Erweiterung der Wohnräume errichtet worden war.³⁵ Steinheim schreibt hierzu in seinen Kindheits-erinnerungen: *„An das eigentliche Wohnhaus hatte der Onkel [gemeint ist sein Großonkel, der Bruder seines Großvaters] einen Neubau gefügt, der einen, nach meinen damaligen Begriffen unendlich schönen Salon im zweiten Stock enthielt, wo der Alte denn auch seine prachtvolle Gemäldesammlung hatte aus wunderschönen Schäferinnen und Schäfern mit kleinen Stoffhütchen [...], die auf der blumigen Tapete alle Augen entzündeten. Dasselbst war auch ein Wandschrank mit Glastüren ...“*³⁶

Auf dem wie üblich hinter diesem Wohnhaus sich erstreckenden größeren Grundstück wurde wohl 1767 die Synagoge gebaut.³⁷ Den Juden in Bruchhausen war es in diesem Jahr auf Antrag gestattet worden, sie für sich und die Gemeindemitglieder in Ottbergen zu errichten.³⁸ Das Gebäude wurde wohl von Abraham Levi finanziert, dessen Nachfahren es auch unterhielten. Für die Jahre um 1800 wird beschrieben, dass sich die Synagoge in der Nachbarschaft des Hauses des Kaufmanns Levi befände und es dort zwei getrennte Synagogenräume für Männer und Frauen gäbe, verbunden durch ein kleines Fenster.³⁹

Als Kaufmann Meier Steinheim 1869 das Anwesen verkaufte, behielten die im Ort verbliebenen jüdischen Gemeindemitglieder das Recht, die beiden Synagogenräume weiterhin für ihre Versammlungen zu nutzen. 1878 wurden die Räume der Synagoge nicht mehr genutzt und als leer beschrieben. Kultgeräte seien aber noch vorhanden gewesen, die später nach Amelunxen gelangten.

Anmerkungen

1 Franz Kesting, Geschichte der katholischen Pfarrei Bruchhausen im Nethetal. Paderborn 1957, S. 25.

2 Für das benachbarte Dorf Amelunxen wurde dies dargestellt: Hermann-Josef Sander, Wie aus der katholischen

Kirche eine evangelische wurde. Wissenswertes zur Religions- und Kirchengeschichte von Amelunxen, in: Die Warte 1992, Nr. 76, S. 14–16; Fred Kaspar, Ein Dorf mit mehreren Konfessionen. Gebäude als historische Spuren im Ortsbild von Amelunxen, in: Kreis Höxter – Jahrbuch 2018 (2017), S. 76–85.

3 Kesting (wie Anm. 1) S. 13–15.

4 Ebd. S. 19.

5 Ebd. S. 19–21.

6 Johannes Graf Bocholtz-Asseburg, Beiträge zur Geschichte der Ortschaften und Sitze des Corveyer Landes, in: Westfälische Zeitschrift 54/II, 1896, S. 1–436, hier S. 314.

7 Dina van Faassen, Landjuden im Paderborner und Corveyer Land (1800–1930), in: Stefan Baumeier / Heinrich Stiewe (Hg.), Die vergessenen Nachbarn. Juden auf dem Lande im östlichen Westfalen. Bielefeld 2006, S. 121–133, hier S. 121.

8 Hartmut Steinecke, Salomon Ludwig Steinheim (1789–1866) – eine der „literarischen Notabilitäten“ des Vormärz, in: Hartmut Steinecke (Hg.), Jüdische Literatur in Westfalen. Bielefeld 2002, S. 69–88, hier S. 75.

9 Van Faassen (wie Anm. 7) S. 121.

10 Kesting (wie Anm. 1) S. 23–25; Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Teil III: Regierungsbezirk Detmold. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen Bd. 1.1. Köln 1998, S. 197–198; Diethard Aschoff, „... eine wahre Landplage“. Juden im Landkreis Höxter im Spiegel landrätlicher Gutachten der Jahre 1817 und 1824, in: Baumeier/Stiewe (wie Anm. 7) S. 135–148, hier S. 136.

11 Die Familie Frohsinn z. B. wohnte nach der erhaltenen Inschrift in dem Haus Linnenstraße 21 und damit unmittelbar am evangelischen Kirchplatz.

12 Biografische Bruchstücke: Kindheitserinnerungen, in: Hans-Joachim Schoeps, Salomon Ludwig Steinheim zum Gedenken. Ein Sammelband. Leiden 1966, S. 179–222.

13 Ebd.

14 Arno Herzig, Salomon Ludwig Steinheims Herkunft aus dem Westfalen des Ancien régime, in: Julius Schoeps u. a. (Hg.), „Philo des 19. Jahrhunderts“. Studien zu Salomon Ludwig Steinheim. Haskala Bd. 4. Hildesheim, Zürich 1993, S. 225–252.

15 So auch Pracht-Jörns (wie Anm. 10) S. 197.

16 Auswertung der Grundbücher von Bruchhausen im Dezember 2013 durch Peter Barthold, LWL-Denkmalpflege (Landesarchiv NRW, Abt. Detmold: Grundakte vol XI fol. 299 und folgend vol. V fol. 209 – 1828 Flur 7 Parzelle 164 bis 167; alte Hausnummer Nr. 8, nach Mitte 19. Jahrhundert Haus Nr. 10).

17 Bis 1802 war es Juden im Fürstbistum Paderborn ebenso wie in den meisten Territorien formal nicht gestattet, Haus und Grund zu erwerben; siehe: van Faassen (wie Anm. 7) S. 123–124. Allerdings ist es fraglich, ob es eine

entsprechende Regelung auch im Bereich der Fürstabtei Corvey gegeben hat. Offensichtlich konnten Juden in Corvey schon seit dem späteren 17. Jahrhundert auch formal Grund und Boden erwerben; siehe: Heinrich Stiewe, Das Haus Uhlmann aus Ovenhausen, in: Baumeier/Stiewe (wie Anm. 7) S. 39–67, hier S. 39. So war es auch im Fürstbistum Münster.

18 Jörg Deventer, Geschichte der Familie Salomon Ludwig Steinheims in der Fürstabtei Corvey, in: Jörg Deventer, Das Abseits als sicherer Ort. Jüdische Minderheit und christliche Gesellschaft im Alten Reich am Beispiel der Fürstabtei Corvey. Paderborn 1996, hier S. 166–171.

19 Hans-Joachim Schoeps, Salomon-Ludwig Steinheim. Lebenslauf – Werk – Einordnung, in: Schoeps (wie Anm. 12) S. 3–39.

20 Namengebend für das Salomon Ludwig Steinheim-Institut für Deutsch-Jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen (siehe hierzu auch Aufsatz Pultke/Pankoke S. 59–65).

21 Kindheitserinnerungen (wie Anm. 12).

22 Er hatte erst 1787 das Geleit für das Fürstentum Corvey erhalten.

23 Herzig (wie Anm. 14) S. 234.

24 Deventer (wie Anm. 18) S. 169.

25 Drei weitere Brüder ließen sich in anderen Orten nieder.

26 Deventer (wie Anm. 18) S. 186–188.

27 Ebd. S. 176; Arno Herzig, Jüdische Quellen zur Reform und Akkulturation der Juden in Westfalen. Münster 2005, S. 18–19.

28 Deventer (wie Anm. 18) S. 180.

29 Herzig (wie Anm. 14) S. 242–243; Deventer (wie Anm. 18) S. 176.

30 Nach Steinecke (wie Anm. 8) S. 69–71.

31 Van Faassen (wie Anm. 7) S. 127.

32 Landesarchiv NRW, Abt. Detmold: P 2, Nr. 73.

33 Deventer (wie Anm. 18) S. 170.

34 Er wurde 1876 als Besitzer der Gebäude genannt; siehe: Pracht-Jörns (wie Anm. 10) S. 198.

35 Die Fachwerkkonstruktion ist ebenfalls mit Fußstreben ausgesteift, doch sind diese in älterer Weise leicht gekrümmt. Das Dach hat eine stärkere Neigung.

36 Kindheitserinnerungen (wie Anm. 12).

37 Nach dem Grundbuch auf Flur 7 Parzelle 167.

38 Pracht-Jörns (wie Anm. 10) S. 197.

39 Ebd.

Bildnachweis

1 Kartengrundlage: © Kreis Höxter, Abt. Geobasisdaten (2021) Datenlizenz Deutschland – Zero. | 2, 4–5 Fred Kaspar, Telgte. | 3 Wikipedia, public domain, <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:SLSteinheim.jpg>.

Bernhard Flüge

„Für unsere Kinder“ – die ehemalige jüdische Schule in Schwerte wird zum Denkmal

Die ehemalige jüdische Schule in Schwerte, neben dem jüdischen Friedhof am Nordwall gelegen, ist eine von neun erhaltenen ehemaligen jüdischen Schulen des Zweiten Kaiserreichs (1871–1918) in westfälischen Klein- und Mittelstädten. Der kleine Winkelbau ist das letzte aufrecht erhaltene Bauwerk in Schwerte, das an die jüdische Gemeinde der Vorkriegszeit erinnert (Abb. 1). Besonders die Bauinschrift über dem Eingang „Für unsere Kinder“ steht beispielhaft für die einstige Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, die sich nicht erfüllte. Derzeit läuft das Eintragsverfahren in die Denkmalliste der Stadt Schwerte.

Zur Geschichte der jüdischen Unterrichts- stätte(n) in Schwerte

Seit dem Mittelalter, nachweislich dem 3. Dezember 1448,¹ lebten Juden in Schwerte. Jüdischer Religions- bzw. Elementarunterricht wie auch Gottesdienste fanden, soweit bekannt, bis ins 19. Jahrhundert hinein in Privathäusern statt, da wegen des Verbots von Grunderwerb für Juden ein Synagogenbau kaum möglich war. Erst nach 1805 wurde die Einrichtung einer Synagoge im Haus Hellpothstraße 7 erlaubt. 1854 zog die Kultusgemeinde dann in ein besser erhaltenes Anwesen in der Großen Marktstraße 9 um. Dieses Haus un-

weit nordöstlich des Schwerter Alten Rathauses und der Marktkirche St. Viktor wurde von zwei Mitgliedern im Namen der Synagogengemeinde erworben. Die neu eingerichtete Synagoge wurde zunächst auch für den Religions-, teils auch Elementarunterricht genutzt, später kam ein kleiner Schulhof nebst Toilettenanlage dazu. Die Einrichtung bot aber bald nicht mehr genug Platz und wurde 1898 durch das kleine Schulhaus am Nordwall ersetzt.²

Die jüdische Schule in Schwerte war als Privatschule organisiert, da die preußische Regierung der schon 1862 beantragten Erhebung zur öffentlichen Schule nicht zustimmte, sondern die evan-



1 Schwerte, ehemalige jüdische Schule am Nordwall. Foto 2021.

N ^o	Der Kinder		Der Eltern		Geburts		Samstagen
	Nachname	Per. und Vorname	Stand	Beruf	Tag	Mon. Jahr	
1	Zilber	Mildenberg Emanuel	Kaufmann	Schwartz	14	6	78
2	Singfried	Lichtenstein Abraham	Handwerker	"	31	11	78
3	Mog	Stern David	Handwerker	"	1	4	79
4	Jora	Kugarten Israel	Handwerker	"	17	4	79
5	Salma	Steinberg Abraham	Kaufmann	"	30	4	79
6	Emma	Schild Paul	Handwerker	"	11	3	79

2 Liste der im Jahr 1885 schulpflichtigen jüdischen Kinder in Schwerte.

gelische Schule als öffentliche Unterrichtsmöglichkeit auch für die jüdischen Kinder als ausreichend betrachtete. Sie erließ den jüdischen Bürgern jedoch auf deren Antrag die bis dahin obligatorische Schulgebühr für die evangelische Schule, da – und solange – die Synagogengemeinde eine eigene Lehrkraft für den Elementarunterricht unterhielt. Während 1867 95 Juden in Schwerte wohnten, stieg ihre Zahl mit der generellen Bevölkerungszunahme im Ruhrgebiet bis etwa 1895 auf 165 Menschen, darunter ca. 30 Kinder im schulpflichtigen Alter. Zu Ostern 1885 wurden sechs jüdische Kinder schulpflichtig (Abb. 2).³

In einem Schreiben des königlichen Landrats, vertreten durch den Kreissekretär in Hörde, vom 29. September 1888 wurde der Schwerter Bürgermeister Friedrich Mönnich beauftragt, „mit der Schulgemeindevertretung zu Schwerte wegen Beschaffung eines anderen Schullokals in Verbindung zu treten“.⁴ Am 5. Februar 1889 hakte der Kreissekretär nach, „mir gefälligst binnen 3 Wochen darüber Bericht zu erstatten, wie weit die Verhandlungen wegen Beschaffung eines neuen Schullokals für die jüdische Schule dortselbst bis jetzt gediehen sind.“ Nach mehrfach drohender Schulschließung schenkte die in Grünewald (Kreis Teltow, Brandenburg) lebende, gebürtige Schwerterin Bertha Marx 1896 der Synagogengemeinde Schwerte und Westhofen ein Baugrundstück neben dem jüdischen Friedhof am Nordwall. Im Juli 1898 genehmigte der königliche Landrat außerdem den Ankauf des Grundstücks Flur 7 Nr. 975/117. Es war vor allem dem jahrelangen Betreiben des in der Marks-Haindorf-Stiftung in Münster ausgebildeten Lehrers Salomon Säger zu verdanken, dass der Bau des heute noch stehenden Schulhauses in Angriff genommen wurde.⁵ Die Synagogengemeinde erhielt hierzu ein unverzinsliches Darlehen von 4000 Mark von der Stadt

Schwerte, zuzüglich eines Kredits über 9000 Mark von der lokalen Sparkasse. Wer das Schulgebäude entworfen hat, geht aus den Akten des Schwerter Magistrats nicht hervor, nur ein Baumeister Dittrich wird genannt. Das Haus wurde zwischen Februar und Oktober 1898 als „einklassige Schule nebst Lehrerwohnung und Abortanlagen“ errichtet und am 17. Oktober eingeweiht.

Auf den Lehrer Säger, der 1896 pensioniert wurde, folgten mit dem neuen Schulbau in kurzer Folge die Lehrer Katz, Grünewald, Stern, Heilbronn, Kaufmann und Viktor, deren Finanzierung die Synagogengemeinde regelmäßig überforderte; diese war letztlich zu klein, um dauerhaft einen zeitgemäßen Schulbetrieb zu bieten. Nach internen Streitigkeiten wurden von den zwölf auf der Schule verbliebenen Kindern die Hälfte auf die evangelische Volksschule geschickt, sodass 1910 nur noch fünf und 1919 lediglich zwei Kinder den Elementarunterricht besuchten, daher auch die wiederholte Ablehnung der Übernahme auf den öffentlichen Etat.

Der Religionsunterricht war besser besucht, jedoch war ein öffentlicher Zuschuss hierfür an die Mindestzahl von zwölf Teilnehmenden geknüpft und stand wiederholt in Frage. Ab März 1920 gab es keinen Elementarunterricht mehr. Den Religionsunterricht erteilte ab 1921 der Lehrer Nussbaum, später der Lehrer und Rabbiner Abt aus Hagen. Zugleich wurde das Schulgebäude der Stadtgemeinde gegen eine Beihilfe zum Religionsunterricht zur Nutzung überlassen.⁶ Es diente in der Folge als „Schule für schwachbegabte Kinder“, die 1928 in „Hilfsschule“ umbenannt wurde. Jüdischer Religionsunterricht fand in Schwerte bis 1939 statt.⁷ Die Schwerter Juden wurden in der Zeit der NS-Herrschaft deportiert und ermordet, einige flohen, nur einzelne kamen zurück. Nach 1945 diente das Gebäude dem ehemaligen Gemeinde-

mitglied Hermann Giesberg als Wohnhaus. Heute steht es in dritter Generation im Eigentum der Familie Giesberg, die es im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts für die Nutzung als islamischen Betsaal und heute als Wohnhaus mit Ladengeschäft und Imbissstube vermietete.

Die Synagoge, die noch 1928 durch Carl H. J. Schmitz, der auch das bekannte Schwerter Rathaus entwarf, in expressionistischem Stil umgestaltet und dadurch erst im Stadtbild als jüdisches Gotteshaus präsent wurde, erfuhr in der Reichspogromnacht 1938 schwere Brandschäden. Sie wurde 1983 bis auf die Fundamente abgetragen und ihr ehemaliger Standort als Gedenkort gestaltet. So blieb das ehemalige Schulhaus am Nordwall das einzig erhaltene Gebäude der Synagogengemeinde Schwerte und Westhofen in der Vorkriegszeit. Es bildet zusammen mit dem benachbarten jüdischen Friedhof ein Ensemble von hoher Präsenz.

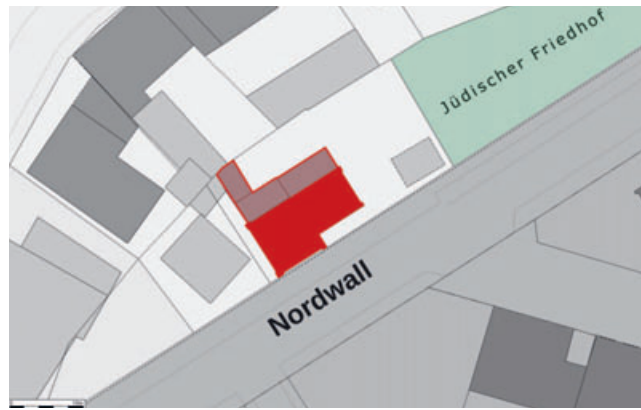
Das Schulgebäude

Die ehemalige jüdische Schule liegt im Nordwesten des Schwerter Stadtkerns im Bereich des früheren mittelalterlichen Stadtgrabens; der Verlauf der Stadtmauer befindet sich unter der heute Nordwall genannten Straße. Das Haus steht in leichter Hanglage in unmittelbarer Nachbarschaft des jüdischen Friedhofs, dessen verbliebene (jüngere) südwestliche Hälfte unter Denkmalschutz steht (Abb. 3). Die Lage der Stadtmauer am Nordwall ist wegen des um 1904/06 zusammen mit einer unterirdischen Stadtentwässerung erstmals konzipierten Ausbaus der Straße nur mehr annähernd zu greifen. Jedoch ist aus der Anordnung von Straßen, Grundstücken und Gebäuden noch der Graben erfassbar, der die jüdische Begräbnisstätte extra muros aufnahm und schließlich auch zum Standort der Schule wurde.⁸

Der gewinkelte Grundriss gliedert das Gebäude in ein giebelständiges, zweigeschossiges Wohnhaus mit Schuleingangsbereich im Erdgeschoss und den traufständigen, ursprünglich eingeschossigen Klassenflügel. Die Schule wurde als unterkellertes Backsteinbau in zeitüblicher technischer Ausführung und stilistischer Prägung durch den späten Historismus errichtet. In seiner Substanz ist das Gebäude weitgehend aus der Bauzeit erhalten.

Oberhalb des ehemaligen Haupteingangs im Winkel des Gebäudes ist eine querliegende Sandsteinplatte mit eingetieftem Spiegel in die Wand eingelassen (Abb. 4). Die gravierte Inschrift in lateinischer Serifenschrift lautet: „Für / unsere Kinder / 1898.“ Bemerkenswert sind die feinsinnige Bescheidenheit in Form und Ausdruck sowie jedes Fehlen einer konfessionellen Einbettung der Inschriftenaussage.

Der einfache Backsteinbau erhebt sich über einem Natursteinsockel aus Ruhrsandstein, der durch



3 Lage der Schule am Nordwall neben dem jüdischen Friedhof, angrenzend an den Denkmalbereich Historischer Stadtkern Schwerte südlich des Nordwalls (graue Markierung). Rot markiert das Schulgebäude von 1898, blassrot die sekundären Anbauten.



4 Inschrifttafel mit Baujahr 1898 über dem Schuleingang. Foto 2021.

spätere Niveaufschüttung teilweise bedeckt wurde. Das Haus wurde später großteils verputzt und hell gestrichen. Sämtliche Türen und Fenster sind im Äußeren modern ersetzt. An der Südwest-Seitenwand ist noch das unverputzte bauzeitliche Backsteinmauerwerk im Läufer-Binder-Verband sichtbar.

Der Straße Nordwall zugewandt sind die zweigeschossige Giebelfront des Wohnhauses und die Traufseite des ehemals eingeschossigen, später aufgestockten Klassenflügels. Die Gebäudeansichten werden von flachen Ecklisenen gerahmt. An der Giebelwand des Wohnhauses begleiten die Lisenen auch die Dachschräge und zeichnen dort an ihrer Unterseite eine Stufengiebelkontur. Die als leicht eingezogener Spiegel gestaltete Fasadefläche hat drei Fensterachsen und einen kleinen Okulus in der Giebelspitze. Die Geschosse sind durch einen flachen Fries getrennt, der an der unverputzten südwestlichen Seitenwand fortläuft und dort als Deutsches Band erkenntlich ist (Abb. 5). Im nordöstlichen kurzen Seitenwandteil am Gebäudewinkel befindet sich der Schuleingang an alter Stelle, oberhalb davon die beschriebene Widmungstafel.



5 Unverputztes bauzeitliches Mauerwerk an der Südwestwand des Hauses. Foto 2021.

Auch der an das Wohnhaus nordöstlich angeschlossene Klassenflügel hat drei Fensterachsen, die später zu Türfenstern verlängert, zugleich unterhalb der Fensterstürze ein Stück weit zugemauert wurden (Abb. 6). Die ursprüngliche Fensterhöhe zeichnet sich in flachen Nischen noch ab. Auch nach Nordosten, in Richtung des jüdischen Friedhofs, wird das Haus von flachen Ecklisenen abgeschlossen. Bei der Aufstockung des ehemaligen Klassentrakts in den 1950er-Jahren wurden die Lisenen aufgenommen und nach oben weitergeführt, die Zahl der Fensterachsen jedoch im Obergeschoss von drei auf zwei reduziert.

Der Eingang im Winkel des Gebäudes führt in das Erdgeschoss des ehemaligen Lehrerwohnhauses. Der Eingangsbereich mit Zugang zum bauzeitlichen Treppenhaus und Durchgang zum ehemaligen Klassenflügel reflektiert die ursprüngliche Funktion. Die ehemals umgebenden Arbeitsräume sind heute zu einem Gastronomiebetrieb umgestaltet, der frühere Klassenflügel ist von einem Ladengeschäft belegt. Obgleich die Schulausstattung nicht mehr vorhanden ist, ist die ursprüngliche funktionale Gliederung dank des Winkelgrundrisses auch im Hausinnern noch greifbar. Sehr gut erhalten ist die handwerklich solide und zeittypisch gestaltete Treppe zum Obergeschoss im Neorenaissancestil mit gedrechseltem, godro-niertem Anfänger (Abb. 7).

Auch die unter der Haupttreppe gelegene Kellertreppe ist noch vorhanden. Die Außenmauern des Vollkellers sind aus Ruhrsandstein gebaut, die Trennmauern aus Backstein, die Decken als preußische Kappendecken ausgebildet. Im ehemaligen Lehrerwohnhaus teilt eine Längsmauer die Treppe von den Kellerräumen ab. Der westliche (hintere) Raum besitzt noch die Brettertür der Erbauungszeit mit Eisenbändern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Unter dem Klassenflügel schließt der Heizungskeller das Untergeschoss nach Nordosten ab. In diesem Raum sind die Oberflächen aus der Bauzeit erhalten. Hier befand sich der Kohlenkeller, der von der Hofzufahrt aus über ein Sockelfenster beliefert wurde.

Das Obergeschoss des Lehrerhauses mit erhaltener bauzeitlicher Raumaufteilung wird bis heute als



6 Ansicht des Gebäudes vom Nordwall aus, links Lehrerwohnhaus, rechts sekundär aufgestockter Unterrichtssaal. Im Eingang im Gebäudewinkel die Widmungstafel. Foto 2021.



7 Treppe im Erdgeschoss. Foto 2021.



8 Bauzeitliche Tür im Obergeschoss. Foto 2021.

Wohnung genutzt, die nach Südosten (Straßen-
seite) und Südwesten L-förmig um das Treppen-
haus angeordnet ist. Die kleinen bauzeitlichen
Wohnräume, eine Küche und zwei Zimmer, ver-
fügen über eine komfortable Höhe, die bei der
früheren Ofenheizung notwendig war. Vom Trepp-
nhaus führt die Eingangstür in einen kleinen
Erschließungsraum, einst Teil der zur Straße hin
gelegenen Küche (in der Hausansicht im Ober-
geschoss der Giebelwand das Fenster rechts). Von
der Küche gelangt man in ein Durchgangszimmer,
einst wohl das Wohnzimmer (von außen die zwei
Fenster neben dem Küchenfenster), von diesem
aus in das hintere Zimmer, das auch ursprünglich
schon das Schlafzimmer gewesen war. Fünffelder-
türen mit zugehöriger Türbekleidung (Abb. 8) und
profilerte Fußleisten der Bauzeit vervollständigen
das Bild. Über den abgehängten Decken könnte
noch einfacher Stuck vorhanden sein. Die Toilette
war zur Bauzeit im (abgebrochenen) Abtritts-
gebäude der Schule hinter dem Haus unterge-
bracht. Dort forderte die Abteilung für Kirchen-
und Schulwesen der Königlichen Regierung in den
Planungen 1898 einen eigenen Eingang für die
Lehrerfamilie.

Der Dachraum ist über eine Falltür erreichbar und
wurde sekundär mit Brettern verkleidet. Nach

Maßgabe eines Sprengwerks in der Raummitte
ist das bauzeitliche Dachwerk als Nadelholz-Pflet-
tensparrendach ausgebildet. Auch die genagelte
Dielung stammt noch von 1898. Nicht nur zur
Front, sondern auch am rückwärtigen Giebel ist
ein Okulus zur Belichtung und Belüftung vorhan-
den, der später von außen verputzt wurde.

Zwischen 1955 und 1961 wurde der Schulsaalflügel
aufgestockt. Hier befindet sich seitdem ein großer
Wohnraum, der vom Eingangsraum der Lehrer-
wohnung her begangen wird und die Dimension
des darunterliegenden ehemaligen Unterrichts-
saals widerspiegelt. 1959–1961 wurden im Erdge-
schoss rückseitig „Gefolgschaftsräume“ angebaut,
die 1980–1982 ebenfalls aufgestockt wurden. In
derselben Zeit erfolgte der Umbau des Erdgeschos-
ses zum Ladengeschäft. 2012 erhielt auch der Leh-
rerhausteil im Erdgeschoss einen rückwärtigen
Anbau für die aktuelle gewerbliche Nutzung. Den
Bauanträgen auf zusätzliche Gebäude auf dem
Grundstück, die zwischen der ehemaligen Schule
und dem Friedhof geplant waren, wurde nicht
stattgegeben, sodass die Sichtbeziehung zum
Friedhof erhalten blieb.



9 Jüdischer Friedhof. Foto 2021.

Bauhistorische Stellung

Das Baudatum 1898 steht in einer Reihe mit den Baujahren anderer jüdischer Elementar- oder Volksschulen in westfälischen Klein- und Mittelstädten. So sind die Entstehungsjahre und -orte der inzwischen als Denkmäler eingetragenen Schulgebäude des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts: zwischen 1846 und 1878 Petershagen, 1887 Burgsteinfurt, 1893 Herford, um 1900 Niedermarsberg, 1902 Iserlohn (erkanntes Denkmal), 1906 Recklinghausen sowie Hagen-Hohenlimburg und 1909 Warburg.⁹ Interessant ist die mit den Jahren sukzessive Trennung der Schulbauten von der Synagoge des jeweiligen Orts. War die Elementarschule in Petershagen noch als Anbau der Synagoge errichtet, stand sie in Burgsteinfurt und Herford als selbständiger Bau auf demselben Grundstück in unmittelbarer Nähe, in Schwerte und den späteren Beispielen dann unabhängig. Die räumliche Loslösung vom religiösen Kontext und teilweise auch die ablesbare Orientierung am Schulbau des Zweiten Kaiserreichs verdeutlicht das bis in die Zeit der Weimarer Republik zunehmend emanzipierte Staatsbürgerverständnis der jüdischen Bevölkerung.¹⁰

Diese Schulbauten vertreten zwar keinen im Detail vorgegebenen Standardtypus, jedoch tritt der gewinkelte Grundriss nur in Schwerte auf. Ansonsten sind es zweigeschossige, kompakte, unterkellerte Häuser mit ein bis zwei Schulzimmern im hohen Erdgeschoss und einer Lehrerwohnung im Obergeschoss, entsprechend dem in der Zeit um 1900 in Preußen und auch im Reich am häufigsten

realisierten Grundtyp für Kleinschulen. Die Schulhäuser sind giebel- oder traufständig, und auch die Form der Dächer variiert. Neben einfachen Satteldächern erscheinen Krüppelwalme (Marsberg), Halbwalme und übergiebelter Risalit (Iserlohn) und ein breites Zwerchhaus (Recklinghausen). Die Formenvielfalt erzeugte einen Villencharakter, der die Wertschätzung der Schulen unterstrich, zugleich aber auch wirkte, dass die Häuser nicht aus der umgebenden bürgerlichen Wohnbebauung herausstachen.

Die Konzeption als Schule mit Lehrerwohnung betraf im Zweiten Kaiserreich den öffentlichen und privaten Schulbau aller Konfessionen. Sie illustriert die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Lehrerschaft, aber auch der Schülerinnen und Schüler. Architekturgeschichtlich bemerkenswert ist, dass das Schwerter Beispiel als Flügelbau gestaltet wurde, da der nach Funktionen gegliederte Bautyp bei Klein- und Dorfschulen erst im Gefolge der Moderne stärker verbreitet wurde.

Bedeutung als Kulturerbe – „Für unsere Kinder“

Nachdem der ehemaligen Schule nach dem Zweiten Weltkrieg von institutioneller Seite kaum Aufmerksamkeit zuteilwurde – weder in der Kulturgutliste von 1977 noch vom angrenzenden Denkmalbereich „Historische Altstadt Schwerte“ wurde sie erfasst –, änderte sich dies in den letzten Jahren. In der Ausstellung „Fremde Impulse – Bau Denkmale im Ruhrgebiet“ wurde das Gebäude

im Jahr 2010, obgleich noch nicht als Denkmal eingetragen, unter der Rubrik „Glaube“ und der Überschrift „Für unsere Kinder“ stellvertretend für die jüdischen Schulen im Ruhrgebiet vorgestellt.¹¹ Das Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio (2016) würdigt die Schule zusammen mit dem jüdischen Friedhof als eine von nur acht eigens gelisteten Adressen in der Schwerter Kernstadt (Abb. 9).¹² Teil der Geschichte des Hauses ist aber auch die Aufgabe der Schulfunktion, beginnend mit der zunächst noch zunehmenden Emanzipation der jüdischen Bürger, endgültig aber mit der Auslöschung der jüdischen Gemeinde Schwerte und Westhofen durch die NS-Herrschaft und schließlich die Umnutzung in ein Wohn- und Geschäftshaus.

Die ehemalige jüdische Schule in Schwerte bezeugt als letztes aufrecht erhaltenes Bauwerk nicht nur das Leben der Synagogengemeinde Schwerte und Westhofen in der Vorkriegszeit, sondern hat in allen Bau- und Nutzungsphasen Zeugniswert für das jüdische Leben und Schicksal in der Region und in Deutschland, vom Zweiten Kaiserreich über die NS-Diktatur bis in die Nachkriegszeit, als sie gewissermaßen aus dem kollektiven Bewusstsein verschwunden war. Mit dem aktuellen Jubiläumsjahr 2021 unter dem Motto „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ entsteht für das kleine ehemalige Schulgebäude die Chance, als Denkmal eingetragen und als Erinnerungsort wahrgenommen zu werden. Schulen sind als Identifikationsort für junge Menschen besonders zugänglich, mit ihnen sollte die Hausgeschichte am Objekt erfahren und geteilt werden.

Anmerkungen

1 Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Teil V: Regierungsbezirk Arnsberg. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen Bd. 1.3. Köln 2005, S. 645.

2 Vgl. Liselotte Hagenah, Geschichte der Juden in Schwerte. Schwerte 1988, S. 52–59.

3 „Acta des Magistrats der Stadt Schwerte betreffend: die jüdische Privatschule“, Stadtarchiv Schwerte, AZ 100/94.

4 Bericht vom 16. D. Mts. No. 11719, betreffend das israelitische Schullokal zu Schwerte.

5 Zur Marks-Haindorf-Stiftung siehe Aufsatz Gropp S. 13–19.

6 „Acta des Magistrats der Stadt Schwerte betreffend: die jüdische Privatschule“, Stadtarchiv Schwerte, AZ 100/94.

7 Hagenah (wie Anm. 2) S. 57.

8 Die Planung der Straße Nordwall in der heutigen Lage ist in „Stadt Schwerte, Übersichtsplan des Bebauungsgebietes zu Beginn des Jahres 1900“, Blatt 16 enthalten, zusammengestellt vom Stadtbaumeister Nandelstädt. PDF bereitgestellt durch das Bauordnungsamt Schwerte.

9 Vgl. Einträge in der DLBW-Datenbank KLARADelos zu ehemaligen jüdischen Schulen in Westfalen: <https://www.lwl.org/delos/id/82681/tab/5> (Petershagen), <https://www.lwl.org/delos/id/82681/tab/5> (Burgsteinfurt), <https://www.lwl.org/delos/id/19649/tab/5> (Herford), <https://www.lwl.org/delos/id/25201/tab/5> (Marsberg-Niedermarsberg), <https://www.lwl.org/delos/id/28981/tab/5> (Recklinghausen), <https://www.lwl.org/delos/id/70664/tab/5> (Iserlohn), <https://www.lwl.org/delos/id/18159/tab/5> (Hagen-Hohenlimburg), <https://www.lwl.org/delos/id/81358/tab/5> (Warburg) (abgerufen: 12.3.2021). – Vgl. außerdem: Pracht-Jörns (wie Anm. 1) S. 149 (Hagen-Hohenlimburg).

10 Dies spiegelt sich im Übrigen auch in den Vornamen der jüdischen Schwerter Schulkinder wider, die in der Zeit um 1900 vollkommen dem allgemeinen Zeitgeschmack entsprechen. So heißen etwa zwei von drei gelisteten Mädchen Grete, das dritte Emmy, die Jungen Arthur, Erich, Fritz, Heinrich, Henry, Hugo, Max, Paul und Walter (informelle Namensliste von Anfang 1909 des Lehrers Grünewald zur Begründung der Förderwürdigkeit des Religionsunterrichts durch die Regierung). – Vgl. auch Abb. 2, Liste von 1885, mit derselben Tendenz schon bei den 1879–1879 geborenen Kindern (Julius, Siegfried, Max, Dora, Selma, Emma).

11 Vgl. Ausstellung „Fremde Impulse“, https://www.lwl.org/fremde-impulse-download/start/LWL/Kultur/fremde-impulse/die_baudenkmale/Impuls-Juedisches-Leben/Ehemalige-juedischeschule-Schwerte.html (abgerufen: 11.3.2021), sowie David Gropp / Barbara Seifen, „Glaube“, in: Markus Harzenetter / Walter Häuser u. a. (Hg.), Fremde Impulse – Baudenkmale im Ruhrgebiet. Münster 2010, S. 136 (Katalogteil).

12 Vgl. Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Nordrhein-Westfalen Teil II: Westfalen. Berlin 2016 (überarb. Aufl.), S. 981. – Mit Bezugnahme auf Dehio ist der Schulbau in KLARADelos in der Übersicht zum Denkmal „Jüdischer Friedhof“ mit angeführt, wenngleich im Eintragungstext noch nicht erwähnt; vgl. KLARADelos, <https://www.lwl.org/delos/id/31567/tab/1> (abgerufen: 12.3.2021).

Bildnachweis

1, 4–9 LWL-DLBW/Flüge. | 2 Akte des Magistrats der Stadt Schwerte (100/94). | 3 Kartengrundlage: Geobasis NRW, Datenlizenz Deutschland – Zero – Version 2.0; Ausschnitt und Bearbeitung: LWL-DLBW/Flüge.

Hans H. Hanke

Gegen das Vergessen

Denkmalschutz und die Orte des Holocausts

Der amtliche Denkmalschutz nimmt sich selbstverständlich auch der baulichen Zeitzeugnisse an, die an die schlimmsten Zeiten der Geschichte erinnern. Nicht immer sind solche Baudenkmäler auf den ersten Blick zu erkennen. Sie zu deuten, kann eine Herausforderung sein. Das gilt in besonderem Maße für die Orte der Verfolgung der jüdischen Bevölkerung in der NS-Zeit. Um sie soll es hier gehen.

„Die Deutschen sind das einzige Volk, das seinen Opfern Denkmäler setzt“.¹ Diese Beobachtung, die Michael Blumenthal als erster Direktor des Jüdischen Museums in Berlin 2000 machte, übertrug er auf sein Museumskonzept als Erinnerungsort eines selbstbestimmten jüdischen Lebens. Warnendes und mahnendes Gedenken zu ermöglichen, konnte eben nicht Aufgabe der überlebenden Opfer werden. Es musste Aufgabe der Tätergeneration sein, zukünftiges Gedenken an die von Deutschland systematisch und industriell organisierte Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung im eigenen Land und in Europa zu fundamentieren.² Die Situation hat sich 2021 geändert. Aus der Generation der Beteiligten, der

Zeitzeugen, lebt kaum noch jemand. Jetzt gilt umso mehr, was Bundespräsident Richard von Weizsäcker schon am 8. Mai 1985 sagte: „Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah. Aber sie sind verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird.“³ Was hat zum Beispiel die westfälische Denkmalpflege zu der Aufgabe beigesteuert und noch beizusteuern, die Orte des Holocausts als Gedenkstätten in die Zukunft zu tragen?

Eine systematische Inventarisierung der Orte des Holocausts hat es nie gegeben. Außergewöhnlich verdientvoll ist demgegenüber die 1997 bis 2005 von Elfi Pracht-Jörns mit den damaligen Landesämtern für Denkmalpflege in NRW erarbeitete



1 Deportationsort Bahnhof Bochum Nord, erbaut 1874, Wiederaufbau in den 1950er-Jahren, Baudenkmal seit 2017, 2018 bis 2020 Sanierung und Neunutzung nach Abbruchabsichten. Foto 2017.

wissenschaftliche Dokumentation des jüdischen archäologischen und baukulturellen Erbes.⁴ Sie zeigt die Orte des aktiven sozialen Daseins auf: Etliche der Wohn- und Geschäftshäuser, nahezu alle Synagogen, Schulgebäude, Sozialeinrichtungen und Friedhöfe. Tragische Schicksale vieler Menschen werden sorgfältig geschildert. Nachdem dieses umfangreiche Inventar vorlag, wurden durch die Unterstützung des damaligen Ministeriums für Bauen und Verkehr NRW die dort genannten jüdischen Friedhöfe bis 2008 in die Denkmallisten eingetragen – beziehungsweise das, was der NS-Terror und unbedachter Umgang nach 1945 von ihnen übriggelassen hatte. Eine weitere systematische Eintragungskampagne hat nicht stattgefunden. Auf die Orte, um die es hier gehen soll, wird selbstverständlich auch bei Pracht-Jörns hingewiesen. Es wäre aber ein Überforderung des Projektes gewesen, sie ebenfalls wissenschaftlich exakt zu erfassen.⁵ Es geht um die Auswertung der Außenkommandos von Konzentrationslagern (im Folgenden: KZ), es geht um die Einsatzstätten der zum Tod durch Arbeit Versklavten in Produktionsanlagen. Es geht um die Orte der Organisation des Terrors, seien es die der NS-Bürokratie oder die der Einschüchterung und Verschleppung. Diese Orte des Holocausts sind aber von anderen Institutionen sporadisch aufgelistet worden. Jahr für Jahr werden sie durch neue Arbeitsergebnisse ergänzt. Besonders wertvoll sind dabei die Ergebnisse lokaler geschichtlich interessierter Gruppen und Vereine.⁶

Erkannt und oft geschützt

In Westfalen stehen etwa 40 Holocaust-Gedenkorte im Fokus des Interesses, eine gegenüber dem flächendeckend und für zahllose Orte dokumentierten NS-Terror recht niedrige Zahl. Zum Teil sind sie anderen Opfergruppen gewidmet, zum Beispiel politischen Gegnern, Zwangsarbeitern oder Kriegsgefangenen.⁷ Die Orte sind längst nicht alle baulich überliefert, bestenfalls durch Gedenksteine und Erläuterungstafeln markiert, jedenfalls einem Schutz als Baudenkmal entzogen. Erfolgreich geprüft worden ist in Einzelfällen allerdings ein Schutz als Bodendenkmal, so zum Beispiel bei dem KZ-Außenlager Buchenwalds, im Gussstahlwerk Witten-Annen⁸ oder dem KZ-Arbeitsort „Jakobsstollen“ an der Porta Westfalica.⁹

Bewusst als Stätte des Holocausts wurde 1985 die berühmte Steinwache in Dortmund in die Denkmalliste aufgenommen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die Steinwache unter der Leitung der Gestapo zu einer Deportationsammelstelle und Folterstätte. Sie galt als „Hölle Westdeutschlands“.¹⁰ Als Organisationsort des faschistischen Terrors folgte als Baudenkmal 1989 eine örtliche NSDAP-Zentrale, das „Braune Haus“ in Gelsenkirchen-Erle. Es ist jetzt

die Dokumentationsstätte „Gelsenkirchen im Nationalsozialismus“. Das NSDAP-Parteiprogramm ist hier als flächendeckend ornamentale Wandgestaltung erhalten. 1986 erhielt das „Sammelager Bergkamen“ den Status eines Baudenkmals. Im Volksmund war es auch als „KZ Schönhausen“ bekannt. Das ehemalige Wohlfahrtsgebäude der Zechensiedlung Schönhausen (Oberlinhaus) wird heute von einer freikirchlichen Gemeinde genutzt. In Schwerte konnte die erhaltene Werksmauer zum Außenlager des KZ Buchenwald für das Ausbesserungswerk der Deutschen Reichsbahn nach Bemühungen seit 1987 im Jahr 2001 als Baudenkmal geschützt werden.¹¹ In Lengerich war 1944 bis 1945 ein Eisenbahntunnel zur Rüstungsfabrik für Flugzeugteile geworden, in dem unter grausamen Bedingungen vor allem Häftlinge aus dem KZ Neuengamme beschäftigt wurden. Nachdem der Denkmalwert 1993 von der LWL-Denkmalpflege bestätigt worden war, erfolgte die Aufnahme in die Denkmalliste 2015.¹² Nicht ausdrücklich, dennoch stellvertretend für viele andere Bahnhöfe wurde der Bahnhof Bochum Nord 2017 aus mehreren Gründen, aber auch als Ort der Deportation der jüdischen Bevölkerung zum Baudenkmal (Abb. 1).¹³



2 Lemgo, 1893 erbautes Handels- und Wohnhaus der jüdischen Familie Frenkel, Ghettohaus, heute Dokumentationsstätte; bei der Eintragung 1987 war die jüdische Geschichte unbekannt. Foto 2008.

Erkenntniszuwachs zu ihrer Geschichte im Nationalsozialismus betraf bereits länger eingetragene Baudenkmäler. Dazu gehören die Rathäuser in Lüdenscheid und Herford, seit 1984 und 1987 Baudenkmäler. Ihre Zellentrakte wurden in der NS-Zeit zu Misshandlungsorten und sind heute Gedenk-, Dokumentations- und Begegnungsstätten.¹⁴ Die heutige Gedenkstätte „Frenkel-Haus“ in Lemgo an der Echternstraße 70 war 1987 ausschließlich als qualitativvolles und gut erhaltenes Geschäftshaus von 1893 eingetragen worden (Abb. 2). Erinnert wird hier nun in ihrem früheren Wohn- und Geschäftshaus an die jüdische Familie Frenkel und an weitere Jüdinnen und Juden, die aus diesem als Ghettohaus genutzten Gebäude deportiert wurden.¹⁵

Die Münsteraner „freistehende Villa mit ehemals parkähnlichem Grundstück“, erbaut 1925 bis 1928 für Robert ten Hompel, wurde 1983 aus architekturgeschichtlichen Gründen eingetragen. Der heutige Geschichtsort Villa ten Hompel – Sitz der Ordnungspolizei im Nationalsozialismus, Ort der Entnazifizierung und Dezernat für Wiedergutmachung im Nachkriegsdeutschland – bietet heute Raum für die Auseinandersetzung mit geschichtlichen und aktuellen Themen zwischen Erinnerungskultur und Demokratieförderung. Manches aktuelle Wissen muss noch Eingang in die Denkmaltexte finden. So sollte zum Beispiel das Warburger Kloster Hardehausen ab November 1944 zur „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt / NAPOLA“ werden. Zum Umbau wurden KZ-Häftlinge aus Buchenwald hierher verlegt. Im Eintragungsbescheid von 1983 sowie in der 2015 erschienenen Denkmaltopographie bleibt das unerwähnt.¹⁶ Noch umfassender wuchsen die Erkenntnisse zur Wewelsburg in Büren. 1604 bis 1660 errichtet, galt

sie schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts als Baudenkmal, was 1985 gemäß des damals aktuellen Denkmalschutzgesetzes NRW bestätigt wurde. Für die NS-Zeit heißt es in der Denkmaltwertbegründung: „Ab 1934 das Innere mit bedeutenden Veränderungen umgebaut.“ Die bedeutenden Veränderungen erfolgten auf Initiative Heinrich Himmlers. Es ging um den monumentalen und weit ins Land ausgreifenden Umbau der Burg zur SS-Schule. Bauen mussten Häftlinge des für die Burg eigens eingerichteten Konzentrationslagers Niederhagen, das mit einem Krematorium ausgestattet war. Den Umbau entwarf und leitete der Denkmalpfleger und Architekt Hermann Bartels, der vom Landesamt in Münster zur Wewelsburg-Planung gewechselt hatte.¹⁷ Vom geplanten monumentalen Umbau erhalten sind die ab 1938 entstandenen „Kulträume“ im Nordturm. In die Denkmalliste aufgenommen wurden 1985 bis 1988 ein SS-Wachgebäude, ein Dorfgemeinschaftshaus und ein Gebäude mit Zeugnissen der Widerstände der Ortsbevölkerung.

In den 1980er-Jahren geriet der Denkmaltwert des KZ-Geländes in den Blick (Abb. 3). Das KZ Niederhagen ist in der Fläche, aber auch im Gebäudebestand zu einem größeren Teil erhalten. Letzterer ist allerdings stark verändert. Anläufe der LWL-Denkmalpflege, das KZ-Gelände mit seinen umgenutzten Gebäuden, die Villa Bartels, eine SS-Siedlung sowie einen für Hinrichtungen genutzten Schießstand zu schützen, scheitern seit 1988 regelmäßig am Widerstand der Gemeinde. Erst 2017 konnte als erstes und bisher einziges Objekt im KZ-Gelände die ehemalige Küchen- und Kantinenbaracke unter Schutz gestellt werden. Allerdings erforscht, dokumentiert und informiert die „Erinnerungs- und Gedenkstätte Wewelsburg 1933–



3 Büren, Wewelsburg, Küchen- und Kantinenbaracke des KZ Niederhagen, Baudenkmal seit 2017. Foto 2016.

1945“ umfassend sowohl über die lokalen Tätigkeiten der SS in Wewelsburg als auch über die allgemeine Geschichte der Schutzstaffel der NSDAP. Zugleich wird hier nachdrücklich der Opfer der SS-Gewalt gedacht.

Substanzfreie Erinnerung?

Unter den zahlreichen inventarisierten Orten des gleichberechtigten Lebens der jüdischen Bevölkerung in Deutschland von 1871 bis 1933 sowie den Stätten der Deportation, Versklavung und Ermordung existiert eine Gebäudegruppe, die kaum untersucht ist: Das sind die Ghettohäuser, respektive die im NS-Jargon sogenannten Judenhäuser. Sie sind extrem selten geworden. Die intakten Gebäude fielen häufig den Bombardierungen im Zweiten Weltkrieg oder – als „arisiertes“ öffentliches Eigentum – späteren Stadtumbaumaßnahmen anheim.¹⁸

Zur Einordnung muss daran erinnert werden, dass zu den Isolierungs- und Erniedrigungsmaßnahmen gegenüber der jüdischen Bevölkerung schon früh die Trennung „arischer“ und „nicht arischer“ Menschen gehörte. Mit den „Nürnberger Gesetzen“ von 1935 wurden die jüdischen Mitbürger zu Menschen minderen Rechts.

Sofort erhielten Krankenhäuser „Judenzimmer“, damit „deutsche Kranke auf keinen Fall mit Juden auf einem Zimmer zusammen liegen und auch nicht Kranke in solchen Zimmern liegen, die von Juden benutzt worden sind.“¹⁹ 1939 entfiel der Mieterschutz: „Es widerspricht nationalsozialistischem Rechtsempfinden, wenn deutsche Volksgenossen in einem Hause mit Juden zusammenleben müssen.“²⁰ Ab 1941 wurde die Räumung von Wohnungen angeordnet, damit kein Jude in Wohnhäusern verbleibt, in denen arische Familien wohnen. Nur noch ein, höchstens zwei Räume wurden den ausgewiesenen Familien in den „Judenhäusern“ zugestanden. Sie waren hier dem zentralen Zugriff gezielt hilflos ausgeliefert. Aus diesen Ghettohäusern wurden die Bewohnerinnen und Bewohner 1942 in die Vernichtungslager deportiert.

Die Einrichtung der Ghettohäuser sollte auf eine die „arische Bevölkerung“ beschwichtigende Weise organisiert werden. Im Vorfeld gehörte dazu, dass die Enteignung und Beraubung der jüdischen Bevölkerung zunächst überwiegend auf die Betriebe und Geschäfte beschränkt wurde, die „Arisierung“ des Hausbesitzes sei an das Ende der „Gesamtarisierung“ zu stellen. Es war nämlich erwünscht, „in Einzelfällen nach Möglichkeit so zu verfahren, dass Juden in einem Haus zusammengelegt werden, soweit die Mietverhältnisse dies gestatten würden.“²¹ Damit entschied man sich 1938 gegen die Einrichtung von Ghettos in den Städten, weil dort eine polizeiliche Über-



4 Westfalen. 1870 erbaut, ab 1909 koschere Schlachtereierie, 1942 Ghettohaus, Entkernung 2019, kein Baudenkmal. Das Foto illustriert den Standpunkt, dass das Haus wegen seiner durchgreifenden Veränderung keine Aussagekraft mehr habe. Foto 2019.

wachung schwierig sei und unerwünschte Aufmerksamkeit erregen könnte. Folgerichtig sollten die Wohnhäuser nicht nebeneinanderliegen. Die Unterbringung in verteilten „Judenhäusern“ habe überdies den Vorteil einer Kontrolle „durch das wachsame Auge der gesamten Bevölkerung“.²² Die „Judenhäuser“ und „Judenwohnungen“ mussten mit einem auf weißem Papier gedruckten schwarzen Davidstern an der Eingangstür gekennzeichnet werden.

Das Leben in den Häusern war von Überfüllung, Angst und Drangsalierung geprägt: „In Recklinghausen drängten sich 91 Personen auf 44 Zimmern, 5 Mansarden und 11 Küchen. Die Lebenssituation der Bewohner der ‚Judenhäuser‘ war erbärmlich; der Besitz von Zeitungen, Radios, Schreibmaschinen, Fahrrädern, Haustieren etc. war ebenso verboten wie die Benutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln und Fernsprechern. Dazu kam seit Kriegsbeginn die Zuteilung von Lebensmitteln und Kleidungskarten, die deutlich unter den Rationen für ‚arische‘ Deutsche lag.“²³ Hinzu konnten „Haussuchungspogrome“ erfolgen, bei denen die Bewohnerinnen und Bewohner von Gestapobeamten beleidigt, bespuckt, geohrfeigt, getreten, geschlagen und bestohlen wurden.²⁴

Wie eingangs erwähnt: Diese Ghettohäuser sind auf ihren bis heute verbliebenen Bestand und ihren Denkmalwert hin zum allergrößten Teil noch nicht untersucht worden. Elfi Pracht-Jörns nennt einige in ihrer Publikation (1997–2005), bleibt dort aber auch nach eigener Auffassung unvollständig. Aus weiteren Literatur- und Internet-Auswertungen ohne Anspruch auf Vollständigkeit konnten für diesen Beitrag der Regierungsbezirk Arnsberg sowie die Städte Bielefeld, Münster, Dülmen und Bad Oeynhausen auf den verbliebenen Bestand hin betrachtet werden. Ausfindig gemacht wurden in den untersuchten 87 Kommunen 68 Ghetto-



5 Herne, Haus eines jüdischen Kaufmanns, später Ghettohaus, Denkmalwert aktuell in Prüfung. Foto 2021.

häuser. Darunter in Bochum 8, in Münster 25 und in Bielefeld 22 Gebäude. Mindestens 24 ehemalige Ghettohäuser existieren noch.²⁵

Davon wurden in Detmold 1989 und in Dülmen 2020 Ghettohäuser in die Denkmallisten aufgenommen. In Bielefeld und Lemgo 1987 lagen rein architekturhistorische Gründe der Denkmalwertbegründung zugrunde. In Münster war es dagegen vor allem der zeitgeschichtliche Wert als eines der letzten Zeugnisse jüdischer Kultur der Stadt, wegen dem das Gebäude der Marks-Haindorf-Stiftung 1986 unter Schutz gestellt wurde (siehe dazu Beitrag von David Gropp S. 13–19).

Aus rein architekturhistorischen Gründen und ohne Wissen um seine ehemalige Funktion als Ghettohaus aus jüdischem Besitz wurde ein Gebäude in Bochum wegen Veränderungen an der Fassade als Baudenkmal abgelehnt. Trotz des Wissens um seine ehemalige Existenz als Ghettohaus wurde in Bielefeld 2011 einem Gebäude kein Denkmalwert zuerkannt, ebenso war es 2016 in Bad Oeynhausen. Die historistische Oeynhausener Villa wurde abgerissen, heute ist dort ein Parkplatz – ein Stolperstein ersetzt das bauliche Zeugnis. Der Zeugniswert dieser im Denkmalwert negierten Bauten wurde vorab im Kreis der LWL-Inventarisierung diskutiert. Es überwog damals die fachliche Einschätzung, dass man an den Bauten die Zeit als Ghettohaus nicht ablesen könne. Es gäbe also

keine Bausubstanz, die dem Denkmalschutzgesetz NRW zufolge schutzfähig sei.

Eine intensive Recherche muss die Voraussetzung einer solchen Einordnung sein. Vermeintlich sichere Annahmen lassen sich manchmal nicht bestätigen. So war es 2020 bei einem Gebäude mit zwei Wohnungen, in dem von jüdischen Eigentümern mindestens von 1908 bis 1934 auch eine Koscherschlachtereie betrieben wurde – es galt als Ghettohaus. Seine vier jüdischen Bewohnerinnen waren 1942 in ein Konzentrationslager verschleppt und dort ermordet worden. Es stellte sich aber heraus, dass das Haus 1938 bis 1942 auch nicht jüdische Bewohner hatte. Außerdem war es 1940 bis 1942 weder durch „freiwilligen“ Zuzug noch auf NS-Weisung überbelegt. Die jüdischen Bürgerinnen teilten also das tragische Schicksal vieler anderer NS-Opfer, direkt aus ihren angestammten Wohnungen verschleppt zu werden. Eine sinnvolle, ergänzende Untersuchung der Bausubstanz im Hinblick auf die Geschichte einer koscheren Schlachtereie ließ sich überdies auch nicht mehr vornehmen. Die Baudaten waren nicht zu ermitteln und das Gebäude war zum Zeitpunkt der inventarisatorischen Aufmerksamkeit vollständig entkernt wie auch im Äußeren verändert (Abb. 4). Das leitet zu der Frage über, wie Ghettohäuser baulich zu erkennen und denkmalrechtlich einzuordnen sind.

Die Banalität der Bauten

Soweit die westfälischen Ghettohäuser in Beschreibungen, Abbildungen oder im Bestand erhalten sind, handelt es sich um einige ältere Fachwerkbauten, Scheunen, Wirtshaussäle und Fabrikhallen. Die überlieferten 24 Gebäude sind aber mit wenigen Ausnahmen Wohnhäuser, erbaut ungefähr zwischen 1900 und 1930.

In der Diskussion um Bauspuren, die den Denkmalwert eines Ghettohauses begründen würden, ist der Frage nachzugehen, was zu erwarten sei. Stammen die Häuser aus jüdischem Besitz, wären vielleicht an Türpfosten Nischen und Nagelspuren der Mesusot zu finden, Spuren der kleinen Weihebehälter mit Pergamentrollen. Zum Ausstattungsstandard einer jüdischen Küche gehört die Trennung der Orte und Geräte für milchige und fleischige Speisen – heute vielleicht noch ablesbar an Bauspuren für zwei benachbarte Spülbecken. Erkenntnisse für NRW sind hierzu nicht bekannt. Theoretisch denkbar wären an den Fassaden alttestamentarische Segensprüche vielleicht sogar in Hebräisch oder die Angabe des Erbauungsjahres in jüdischer Zeitrechnung, sodass zum Beispiel das Jahr 1900 nach dem jüdischen Kalender das Jahr 5660 wäre. Solche Angaben sind aber in Westfalen nur in seltenen Fällen an Synagogen und Schulen bekannt geworden, eher zu finden sind sie auf Grabsteinen. An den privaten Häusern des in NRW im wesentlichen akkulturierten Judentums ist all dies nicht zu erwarten – von daher ist gerade das Fehlen solcher baulichen Zeugnisse ein Dokument der Integration des jüdischen Lebens.²⁶

Und was soll ein Ghettohaus erkennbar machen? Verunglimpfende Hakenkreuze oder Davidsterne an den Wänden? Kassiber und versteckte Thorarollen oder Wertsachen? Improvisierte Mikwen? In den nicht als denkmalwert anerkannten Gebäuden konnten Untersuchungen nach solchen Überlieferungsresten nicht gründlich vorgenommen werden – zum Teil auch, weil die Bauten offenkundig durch die Zeit gegangen sind und mehrfach durchgreifenden Sanierungen unterlagen. Eine solche Bauforschung wäre allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit schon 1946 ergebnislos gewesen. Es ist nun einmal so, dass in diesen unauffälligen Gebäuden Menschen zusammengepfercht wurden, die sich weiterhin extrem vorsichtig aufführten (Abb. 5). Sie hatten zudem nichts mehr, was sie ausgerechnet diesen unsicheren Unterkünften anvertrauen wollten. Berichte über damalige signifikante Änderungen an den Ghettohäusern beschränken sich auf den erwähnten Zettel mit einem Davidstern an der Tür und einen Sichtschutz aus Vorhängen oder Decken in den Zimmern.

Wer sich zu dem Stolperstein vor den Parkplatz in Bad Oeynhausen stellt, bemerkt ein bauliches Defizit für die Erinnerungskultur. Denn die wenigen überlieferten Ghettohäuser bergen durch ihre

gebaute Gegenwart durchaus zahlreiche Informationen. Zunächst ist da der optische Eindruck, vor einem Haus zu stehen, das um 1900 mit seinen acht Zimmern für vielleicht zwei Familien und zehn Personen geplant war, 1942 aber acht sechsköpfige Familien aufnehmen musste. Es sind schlichte Wohnhäuser, es sind die Nachbarhäuser, in die die jüdische Bevölkerung gedrängt wurde, um sie dann in den Tod zu schicken. Es ist die gebaute Substanz, die mindestens in ihrer Kubatur und vielleicht in ihrer Raumaufteilung die Information bewahrt, wie hier harmloser Wohnraum zur Terrorstätte wurde. Die Ghettohäuser bergen durch ihre gebaute Substanz auch Informationen über die Lage im Quartier und im Stadtbild, sind also Teil des geographischen Netzwerkes der Erinnerung. Wie oben bereits erwähnt: Die Häuser sollten laut NS-Regime nicht nebeneinanderliegen und ihre Lage sollte die Kontrolle durch die Bevölkerung ermöglichen. An den noch vorhandenen Bauten kann man die verstreute Lage in oft dichter Bebauung nachvollziehen (Abb. 6–8). Man sieht eine Villa in einer Villengegend und kann sich vor Augen führen, wie es war, dort mit einem gelben Stern an der Kleidung den Blicken der Nachbarn ausgesetzt gewesen zu sein. Von Fenster zu Fenster konnte die Stadtgesellschaft sehen, was ab 1941 in und um die „Judenhäuser“ herum geschah (Abb. 9).

Fastet man die skizzierten Fakten zusammen, kann man mit dem Historiker Rolf Fischer zu dem Ergeb-



6 Bochum, Wohn- und Geschäftshaus, erbaut um 1905, ab 1907 Pferdehandlung eines jüdischen Händlers, 1943 erst Ghettohaus, dann enteignet, bei der Ablehnung der Eintragung 1990 wegen der veränderten Fassade war die jüdische Geschichte unbekannt. Foto 2021.



7 Bochum, Pferdehandlung, Durchfahrt. Foto 2021.

nis kommen, dass die erhaltenen Ghettohäuser als letzter Wohnsitz der Juden vor ihrer Deportation die einzigen baulich-materiellen Spuren der Judenverfolgung und des Holocausts in den Heimatgemeinden der Opfer sind. Sie dokumentieren zumeist als Wohnhäuser in jüdischem Eigentum auch das jüdische Leben vor dem Beginn der Verfolgung im Jahr 1933. Ihre Erhaltung stellt daher stets einen wichtigen Beitrag zur lokalen Geschichte, zum Gedenken an die Opfer und zur Erinnerungskultur dar.²⁷

Böse Orte, unbequeme Denkmäler

Die Aufgabe der amtlichen Denkmalpflege zum Schutz der Holocaust-Gedenkorte ist bekanntlich schwierig und längst nicht beendet. Zum einen liegt das am eigenen fachlichen Definitionsbedarf im Hinblick auf eine aussagefähige bauliche Substanz. Das hat der Blick auf die bisher wenig beachteten Gethtohäuser gezeigt, das gilt aber auch für andere „böse Orte“.²⁸ Grundlage dieser Diskussion muss sein, dass all diese Gedenkorte Bestandteil einer Topographie der Erinnerungskultur sind. Zum anderen zeigen die oft sehr langen Zeiträume zwischen dem gutachtlichen Erkennen des Denkmalwertes durch die LWL-Denkmalpflege und dem gesetzlichen Vollzug eine andere Schwierigkeit: Es fehlt den Kommunen und der Eigentümerschaft häufig an Wissen um, Bekenntnis zu und Initiative für die „unbequemen“ Gebäude der NS-Zeit. Diese Erfahrung sollte konstruktiv ausgewertet und eine Lösung diplomatisch umgesetzt werden. So stehen zum Beispiel heute mindestens zwei der bisher unbeachteten ehemaligen Gethtohäuser in muslimischer Eigentümerschaft, was voraussichtlich eine besonders sensible Vermittlung des Denkmalwertes erfordert.

Aber es ist nun einmal so: NS-Verbrechen haben gebaute und überlieferte Orte. Eine wirksame Erinnerung an diese Verbrechen braucht diese konkreten Orte. Auch deswegen, weil diese Orte



8 Bochum, Pferdehandlung, ehemalige Ställe für 13 Pferde und 1935 ergänzte Garagen. Foto 2021.

die Geschichtsverweigerer und die neue Rechte stören. Die Denkmalpflege steht in diesem Thema weiterhin vor einer großen Verantwortung und Herausforderung. Es bleibt unbequem.

Anmerkungen

- 1 Michael Blumenthal, Vorwort, in: Daniel Libeskind, Das jüdische Museum in Berlin. Berlin 2000.
- 2 Hans H. Hanke / Kerstin Hanke, Das Jüdische Museum in Berlin, in: Chronik 2001. Gütersloh 2001, S. 265–273; Signe Rossbach (Hg.) / Kathrin Kollmeier (Red.), Geschichte einer Ausstellung. Zwei Jahrtausende deutsch-jüdische Geschichte. Jüdisches Museum Berlin. Berlin 2001.
- 3 Richard von Weizsäcker, Rede zum 8. Mai 1945 als „Tag der Befreiung“ am 8. Mai 1985 vor dem Deutschen Bundestag. <https://www.tagesschau.de/inland/rede-von-weizsaecker-wortlaut-101.html> (abgerufen: 25.5.2021).
- 4 Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Teil I–V. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland Bd. 34.1–2 / von Westfalen Bd. 1.1–3. Köln 1997, 1998, 2000, 2002, 2005.
- 5 Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Teil V: Regierungsbezirk Arnsberg. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen Bd. 1.3. Köln 2005, S. 20–22.
- 6 Joachim Meynert / Friedhelm Schäffer, Die Juden in der Stadt Bielefeld während der Zeit des Nationalsozialismus. Bielefeld 1983; Benno Reicher, Jüdische Geschichte und Kultur in NRW. Essen 1993; Kerstin Griesse (Red./Bearb.), Den Opfern gewidmet – auf Zukunft gerichtet. Düsseldorf 1998; Stadtarchiv Bochum (Hg.) / Ingrid Wölk (Red.), Vom Boykott bis zur Vernichtung. Leben, Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung der Juden in Bochum und Wattenscheid. Essen 2002; Ralf Piorr, „Nahtstellen, fühlbar, hier ...“. Zur Geschichte der Juden in Herne und Wanne-Eickel. Essen 2002; Jan Erik Schulte (Hg.), Konzentrationslager im Rheinland und in Westfalen 1933–1945. Paderborn 2005; Wolfgang Benz / Barbara Distel (Hg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager Bd 3: Sachsenhausen, Buchenwald. München 2006; Hubert Schneider, „Judenhäuser“ in Herne und Wanne-Eickel. Die Errichtung von „Judenhäusern“ in Deutschland im Allgemeinen, in Herne und Wanne-Eickel im Besonderen, in: Frank Sichau (Hg.), Trauer, Kunst und unsere Sprache. Der Emscherbrücher Bd. 15. Herne 2011, S. 7–24; Ralf Piorr / Peter Witte (Hg.), Ohne Rückkehr. Die Deportation der Juden aus dem Regierungsbezirk Arnsberg nach Zamość im April 1942. Essen 2012; Wikipedia, Liste der Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Gedenkst%C3%A4tten_f%C3%BCr_die_Opfer_des_Nationalsozialismus#Nordrhein-Westfalen (abgerufen: 15.5.2021).
- 7 In Planung ist zur Zeit eine „Dokumentationsstätte Stalag 326“ in Schloß Holte-Stuckenbrock unter Mitwirkung des LWL. Es geht hier um sowjetische Kriegsgefangene.
- 8 Manfred Grieger, Das Außenlager „AGW“. KZ-Häftlinge im Annener Gußstahlwerk“ in Witten, in: Schulte (wie Anm. 6) S. 205–215.



9 Recklinghausen, Villa, erbaut wohl um 1928, später Ghettohaus, Denkmalwert ungeprüft. Foto 2021.

- 9 Seit 2019 läuft eine von der LWL-Kulturstiftung geförderte Studie zum Außenlager des KZ Neuengamme in Porta Westfalica. Diese Forschungsarbeit soll die Grundlage für eine dort geplante Gedenkstätte bilden.
- 10 Griesse (wie Anm. 6) S. 36–37.
- 11 Herbert Hermes, Geschichte und Gedenken. Das KZ Buchenwald im Reichsausesserungswerk Schwerte, in: Schulte (wie Anm. 6) S. 193–204.
- 12 Jan Erick Schulte, die Untertage- und Rüstungsverlagerungen. Die Neuengamme-Außenlager in Lengerich und an der Porta Westfalica, in: Schulte (wie Anm. 6) S. 131–146; Ehemaliger Reichstunnel der Bahnstrecke Venia-Hamburg, Gutachten von Ursula Quednau vom 2.8.1993 in der Objektakte der LWL-DLBW.
- 13 Initiative Nordbahnhof Bochum (Hg.) / Manfred Keller (Red.), Gedenkort Nordbahnhof. Bochum 2016.
- 14 Wikipedia, Ge-Denk-Zellen Altes Rathaus Lüdenscheid. https://de.wikipedia.org/wiki/Ge-Denk-Zellen_Altes_Rathaus (abgerufen: 25.5.2021); Wikipedia, Gedenkstätte Zellentrakt Herford. https://de.wikipedia.org/wiki/Gedenkst%C3%A4tte_Zellentrakt (abgerufen: 25.5.2021).
- 15 Jürgen Scheffler (Hg.), Das Frenkel-Haus Lemgo. Wohnhaus, Erinnerungsort, Gedenkstätte. Bielefeld 2016; Lemgo, Gedenk- und Begegnungsstätte Frenkel-Haus. <https://museen-lemgo.de/frenkelhaus/> (abgerufen: 25.5.2021).
- 16 Dieter Zühlke / Jan Erich Schulte, Vom Rheinland nach Westfalen. KZ-Außenlager bei der „Nationalpolitische Erziehungsanstalt“ in Bensberg und Hardehausen, in: Schulte (wie Anm. 6) S. 112–130; LWL-DLBW / Stadt Warburg (Hg.), Stadt Warburg. Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland – Denkmäler in Westfalen, Kreis Höxter Bd. 1, 1. Petersberg 2015, S. 507–524.
- 17 Wulff E. Brebeck, Erhaltung oder Zerstörung von NS-Bauten am Beispiel der SS-Kult- und Terrorstätte Wewelsburg, in: Edeltraud Klüeting (Hg.), Denkmalpflege und Architektur in Westfalen 1933–1945. Münster 1995, S. 115; Kirsten John-Stucke, Konzentrationslager Niederhagen Wewelsburg, in: Schulte (wie Anm. 6) S. 97–111; KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.) / Norbert Ellermann, Die Nachnutzung des ehemaligen Konzentrationslagers

Niederhagen in Wewelsburg von 1943 bis 1967, in: Zwischenräume. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland Vol. 12. Bremen 2010.

18 Hubert Schneider, Die „Entjudung“ des Wohnraumes. „Judenhäuser“ in Bochum. Berlin 2010, S. 6.

19 Hans H. Hanke, Partner für das Leben. Zweckverband der Krankenhäuser des Ruhrbezirkes e. V. 1921 bis 2021. Lünen 2021, S. 61–62.

20 Wikipedia, Judenhaus. <https://de.wikipedia.org/wiki/Judenhaus> (abgerufen: 25.5.2021).

21 Schneider (wie Anm. 18) S. 4.

22 Wikipedia, Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden. https://de.wikipedia.org/wiki/Gesetz_%C3%BCber_Mietverh%C3%A4ltnisse_mit_Juden (abgerufen: 25.5.2021).

23 Matthias Kordes / Georg Möllers / Jürgen Pohl, 1000 Jahre Stadtgeschichte(n). Recklinghausen. Recklinghausen 2017, S. 88.

24 Schneider (wie Anm. 18) S. 3–6; Wikipedia, Judenhaus. <https://de.wikipedia.org/wiki/Judenhaus> (abgerufen: 25.5.2021).

25 Sämtliche Ghettohäuser oder ihre ehemaligen Standorte sind nun in der LWL-Datenbank KLARADelos erfasst.

26 Pracht-Jörns (wie Anm. 5) S. 21.

27 Bielefeld-Schildesche, Stellungnahme Dr. Rolf Fischer, Dortmund zu Judenhäusern 2019 in der Objektakte der LWL-DLBW.

28 Norbert Huse, Unbequeme Baudenkmale. Entsorgen? Schützen? Pflegen? München 1997; Stephan Porombka / Hilmar Schmudt (Hg.), Böse Orte. Stätten nationalsozialistischer Selbstdarstellung – heute. Berlin 2005.

Bildnachweis

1, 3, 5–9 LWL-DLBW/Hanke. | 2 LWL-DLBW. | 4 LWL-DLBW/Stegmann.

David Gropp

Das Haus des Dr. Steinborn in Werther und sein Architekt Leopold Fischer

Nur fünf Tage vor der „Machtergreifung“ Adolf Hitlers 1933 reicht der Architekt Leopold Fischer den handschriftlichen Bauantrag für Dr. Rudolf Steinborn beim „Amt Werther“ ein. Der Stempel des Architekten gibt die Adresse Dessau, Kleiststraße 4, an, die Ortsangabe vor dem Datum präzisiert „z. Zt. Bielefeld“.¹ Der flachgedeckte Hauskubus war noch nicht fertiggebaut, da galt er den Regierenden schon als undeutsch; so wie sein Architekt, der nicht mehr deutsch, sondern jüdisch war.²



1 Haus Dr. Steinborn in Werther, Straßenfront, Ansicht von Norden. Foto 2021.



2 Haus Dr. Steinborn in Werther, Gartenseite, Ansicht von Südwesten. Foto 2021.

Da es sich bei dem Haus in Werther wohl um eines der wenigen des Architekten Leopold Fischer handelt, das in so einem guten und authentischen Zustand überliefert ist, erscheint eine ausführlichere Beschreibung angemessen. Vermittelt es uns doch eine Vorstellung von den Wohnideen, die den Architekten leiteten und den Bauherrn faszinierten.

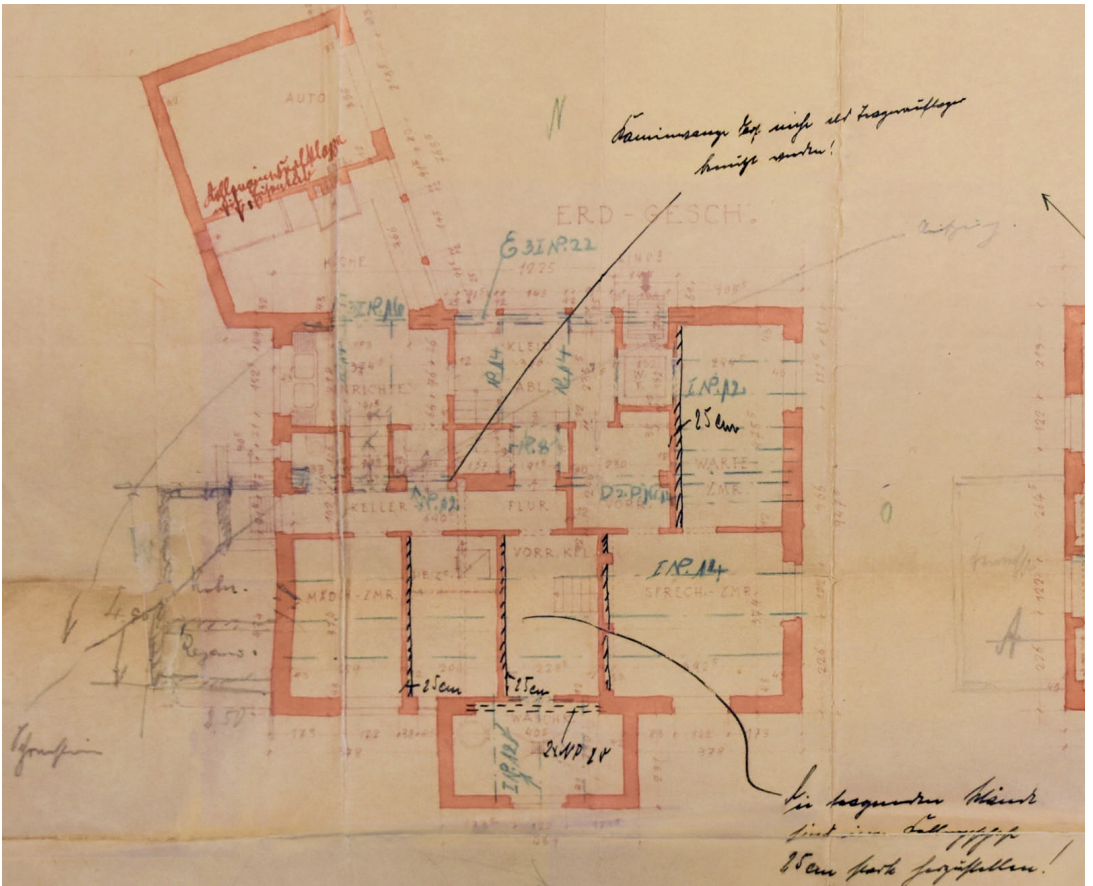
Das Haus in Werther

Das neue Haus mit Arztpraxis muss in der traditionell geprägten Kleinstadt aufgefallen sein. Doch es liegt – obwohl zentral – etwas versteckt in zweiter Reihe hinter dem Postamt und ist nur über einen schmalen Stichweg zu erreichen. Am Ende des Weges steht der hoch aufragende, flach gedeckte Kubus, an dessen rechter Seite ein eingeschossiger Flügel in stumpfem Winkel nach vorne ragt und so einen Vorplatz zwischen den Gebäudeschenkeln ausbildet. Die Öffnungen im Erdgeschoss – Haustür, Fensterreihe, Garagentor – sind mit einem Tuffsteinband vom Ziegelmauerwerk des übrigen Baus abgesetzt. Streng axial wiederholen sich im zweiten Obergeschoss die drei zentralen Fenster des Erdgeschosses.

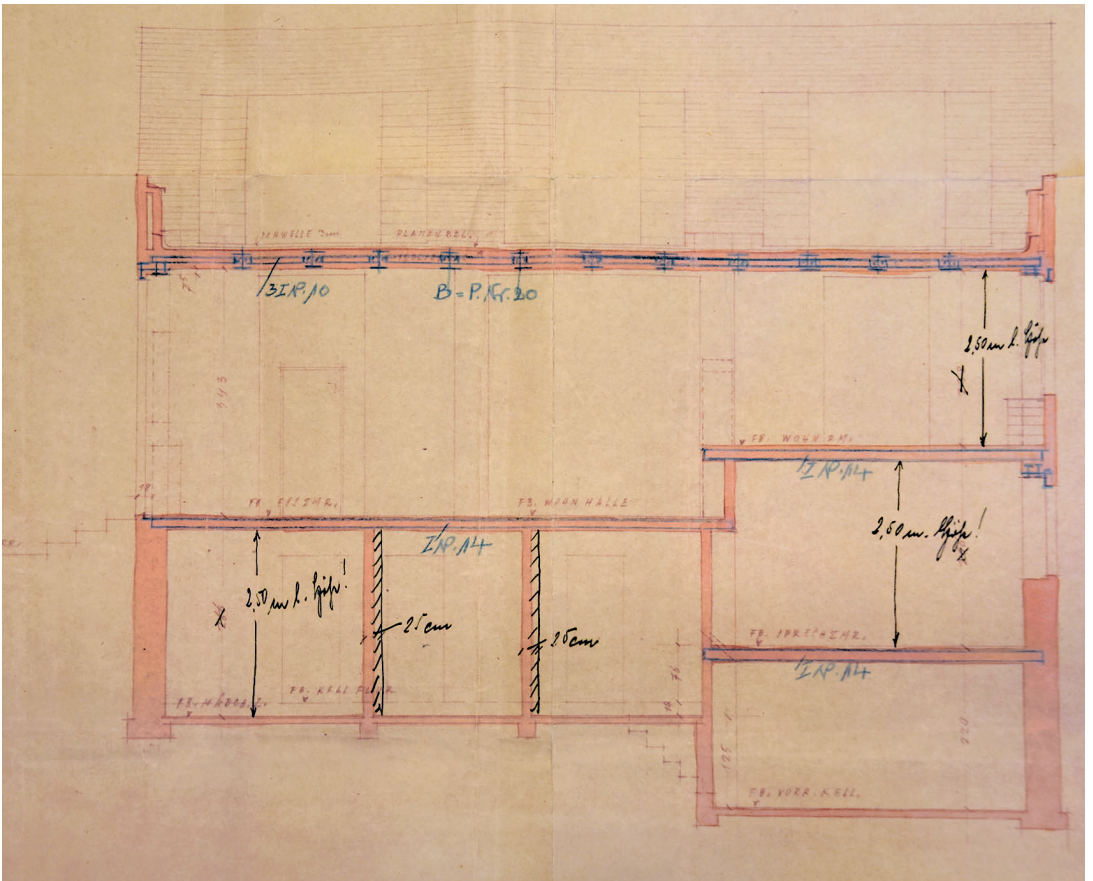
Während sich der Bau dem Besucher von vorne hermetisch entgegenstellt, öffnet er sich freundlich nach Süden (Abb. 1–2). Er wird etagenweise zum weiten Garten hin herabgestuft und endet in dem zu drei Seiten durchfensterten, weit vortretenden Wintergarten. Über eine Veranda auf der Westseite ist der Garten vom Esszimmer aus zu

betreten. Die hohe Glaseinfassung des Sitzplatzes nach Norden und Westen bietet Windschutz und schirmt gegen den nördlich anschließenden Wirtschaftshof ab, über den die Küche zu betreten ist. Eine hausbreite Terrasse ist dem zurückspringenden zweiten Obergeschoss nach Süden vorgelagert. Sorgfältig verarbeitete Blechabdeckungen schützen die Brüstungsmauern sowie die Mauerwerkskronen. Die Fenster zur Straße sind einflügelig ohne Unterteilung; zu den anderen Seiten sind es – bis auf die feststehenden Fenster des Wintergartens und drei ganzteilige Querformate, die nur zu kippen sind – zweiflügelige Fenster mit Klappläden, von denen einige noch aus der Bauzeit herrühren. Alle Fenster sind auf der Innenseite des Mauerwerks angeschlagen.

Der Zutritt zum Haus führt über einen Verteilerflur, der so klein ist, dass die Haustür nach außen öffnet. Die Tür links führt in die Arztpraxis, die rechts in die Diele des Hauses. Obwohl auch sie nicht groß ist, wirkt sie doch geräumig und hell. Hier ist die Ebene Null des Hauses, zu der auch Praxis und Küche gehören. Dieser Teil ist nicht bzw. nur teilunterkellert. Südlich von Diele und Küche liegt ein etwa 1 m tieferes Souterrain. Die dadurch entstandenen Höhenunterschiede wirken sich im ersten Obergeschoss aus (Abb. 3–4). Über dem Souterrain liegt die ca. 3,60 m hohe Halle mit Esszimmer und Wintergarten. Über der Praxis befindet sich das Wohn- und das Kaminzimmer, deren Fußbodenniveau wiederum um 1 m über den genannten Räumen liegt, deren Decke aber gleich hoch ist. So öffnet sich das Wohnzimmer wie eine Bühne zur Halle.³



3 Haus Dr. Steinborn, Grundriss erstes Obergeschoss und Souterrain.



4 Haus Dr. Steinborn, Schnitt, Bauzeichnung.

Erschlossen werden die untereinander verbundenen Räume durch das zur Halle ebenfalls offene Treppenhaus. Diese Öffnung wird geradezu inszeniert, da sich im vermeintlichen „Treppenaug“ kein Luftraum, sondern ein Mauersockel befindet, der als Podest für einen biedermeierlich anmutenden Vitrinenschrank dient. Das Wohnzimmer ist nur über das Kaminzimmer zu betreten. Letzteres ist als einziges durch eine Schiebetür von den anderen Räumen abzutrennen (Abb. 5–6). Die Halle, die sich zum Wintergarten, zum Treppenhaus und zum Esszimmer ohne Übergänge öffnet, bildet den offenen, repräsentativen Wohnteil, während das ebenfalls zur Halle offene, aber um 1 m höher liegende und damit entsprechend niedrigere Wohnzimmer „privatere“ Proportionen aufweist. Das mit furnierten Holzplatten (Birke?) ausgekleidete Kaminzimmer kann hingegen als Rückzugsort, als Ort der Kontemplation vollständig von der „Raumflucht“ abgetrennt werden. Ein hoch angesetztes, längsrechteckiges Fenster auf der Westseite dient eher der Belichtung als dem Blick nach draußen.

In die ebenfalls holzverkleidete Decke ist eine flache Deckenlampe – eine auf Bügeln liegende hinterleuchtete Drahtglasscheibe – eingefügt. Die Schiebetür zum Wohnzimmer hat die gleiche Holzoberfläche, sodass bei geschlossener Tür ein in Holz gekleideter Raum entsteht (Abb. 7). Nur die Feuerstelle ist in Backstein gefasst und von Bücherregalen aus dem gleichen Holz gerahmt. Über dem Kamin befand sich ein Keramik-Relief von Peter August Böckstiegel. Es bestand aus acht Feldern und hatte eine Gesamtgröße von 120 x 130 cm.⁴ Oberhalb wurde in die Holzverkleidung eine weitere Lampe eingelassen, die das Relief anleuchtete. Die schlichte Eleganz und die Geschlossenheit des Raumes sowie der altarähnliche Aufbau des Kunstwerkes verstärkte den Fokus auf das Werk Böckstiegels.

Abgesehen von diesem Kunstwerk ist das Mobiliar ein wichtiger ästhetischer Bestandteil des Hauses. Es ist zum großen Teil schon in den Bauplänen eingezeichnet. So z. B. der oben schon erwähnte Vitrinenschrank im Treppenhaus oder die Wandschränke für Geschirr im Esszimmer. Die übrige wandfeste Ausstattung war wohl überlegt, handwerklich gut gestaltet, aber durchaus günstig hergestellt. So bestanden beispielsweise die Türen aus Tischlerplatte, die jedoch holzsichtig belassen und nur gebeizt wurde. Die Türklinken waren aus Bakelit und die Wandschränke im zweiten Obergeschoss farbig gestrichen. In Eingang und Diele lagen rote, unglasierte Keramikfliesen. Um den geringen Platz in der Diele gut auszunutzen, waren an der Außenwand eine kleine Bank und entsprechende Wandschränke in Verbindung mit der Heizkörperverkleidung vorgebaut. Aber nicht nur dort, sondern im ganzen Haus ist die Raumausnutzung

ein durchgehendes Merkmal. Jeder Hohlraum, jede Nische wurde für einen Wandschrank verwendet. Das gilt insbesondere für das zweite Obergeschoss, wo sich die Schlafzimmer befinden. Hier sind die Innenwände fast durchgehend mit Schrankwänden zugestellt. Das Badezimmer befindet sich zwischen den beiden Schlafzimmern. Alle drei Schlafzimmer und das Bad ließen sich mit Fenstertüren zur Terrasse öffnen.

Die Bauweise des Hauses ist konventionell: Die Umfassungswände sind in zweischaligem Hohlmauerwerk aufgeführt, die Innenwände aus einfachen Ziegelmauern, die außenliegenden Fensterstürze aus Beton. Während sich über Praxis und Anrichte sowie über dem Obergeschoss Holzbalkendecken befinden, spannen über Keller und Halle Stahlträger. Die Decke über der Halle, die zugleich den Boden der Veranda bildet, ist aus Hüttenbimsbeton, Torfuleumplatten, Estrich und Paluntridplatten aufgebaut. Das Holzbalkendach über dem restlichen Haus besteht aus Hüttenbimsbeton auf Rippenstreckmetall, Isolatschlackenwolle als Zwischendecke und zwei Lagen teerfreier Pappe.

Bei den Dächern steht offensichtlich neben der Dichtigkeit die Wärmeisolierung im Vordergrund. Bei einem anderen Haus hat Fischer auch die zweischaligen Wände mit Torfuleum verfüllt und so eine isolierende Dämmschicht geschaffen, ob das hier auch der Fall ist, kann zurzeit nicht festgestellt werden.⁵ Eine eigene Detailzeichnung in den Planunterlagen ist der innenliegenden Dachentwässerung gewidmet. Sie ermöglicht die Konstruktion des Hauses ohne jegliche Störung von Dachüberständen, Dachrinnen und Fallrohren als glatten Backsteinkubus.

Konzept

Bemerkenswert sind die versetzten Geschosse, die ein optimales Ausnutzen des Hausvolumens ermöglichen. Die Größe der Räume richtet sich nicht nur im Grundriss nach ihrer Funktion, sondern auch in der Höhe. Dadurch können Repräsentationsräume und solche, in denen sich viele Menschen zugleich aufhalten, größer und höher ausgeführt werden und andere, in denen überwiegend gesessen wird oder in denen nur kleinere Gruppen zusammenkommen, niedriger gehalten werden. So entstehen Wechselwirkungen, Ausblicke und interessante Übergänge zwischen den Räumen. Erd- und Obergeschoss sind nur durch einen schmalen Treppengang verbunden. Nach einer Wendung der Treppe weitet sich der Raum im Obergeschoss und wird zu einem Vorraum, der fließend in die hohe Halle übergeht. Von dort schweift der Blick in das höherliegende Wohnzimmer, das aber nicht auf direktem Weg erreichbar ist.



5 Haus Dr. Steinborn, Blick von der Halle ins Esszimmer, mit den bauzeitlichen Wandschränken. Foto 2021.

Diese Inszenierung der Räume hat Fischer bei Adolf Loos gelernt und so darf hier die Beschreibung einer Raumfolge nach Loos zitiert werden: „Die Verkehrswege im Hause sollen möglichst kurz sein, denn es soll an Grundfläche und an Weg gespart werden. Von einem längeren Introduktionsweg hat aber der Bewohner große Vorteile. Es ist gut, wenn er Wendungen hat. [...] Im Raumplan liege die Treppe so, dass die Podeste gleichzeitig die Zugänge zu den verschiedenen hoch liegenden Raumteilen bilden. Man soll nicht plötzlich in den Hauptraum kommen. Man soll langsam vorbeireiten und dennoch überrascht werden. Der Hauptraum wäre ohne Vorräume undenkbar.“⁶ Eben das geschieht auch bei dem Haus von Leopold Fischer in Werther. Vielleicht sind die eingesetzten Mittel nicht so exklusiv wie bei Loos, aber die Intention und die Wirkung ist die gleiche.

Nur Monate vor Einreichung des Bauantrages in Werther hatte Fischer für den Handelslehrer Dr. Paul Tittel in Bielefeld ein Haus geplant. Der Rohbau war Ende des Jahres 1932 fertig.⁷ Die Pläne zeigen, dass es dem Steinborn'schen Haus nicht unähnlich war. Insbesondere die zentrale Halle mit Wintergarten und in diesem Fall das bühnenartig abgesetzte Esszimmer im ersten Obergeschoss sowie die Erschließung der verschiedenen Ebenen durch versetzt angeordnete Treppen lassen sich vergleichen.

Wie die Bauherren auf den ansonsten in der Region nicht tätigen Architekten gestoßen sind, ist nicht eindeutig zu rekonstruieren. Der Kontakt könnte jedoch über die Verlobte des Architekten, die aus Bielefeld stammende Gerda Vogt, herge-

stellt worden sein. Beide haben sich Anfang der 1930er-Jahre in Dresden kennengelernt.⁸ In jedem Fall war Dr. Steinborn offensichtlich von der neuartigen Architekturform, der individuellen Raumkonzeption und deren Erschließung ähnlich begeistert wie der Handelslehrer Dr. Tittel, sodass beide Fischer fast zur gleichen Zeit für ihre Bauprojekte beauftragten.

In Dresden hat wohl auch eine zweite nach Werther führende Verbindung ihren Ursprung. Peter August Böckstiegel, der aus Werther stammte und in Dresden lebte und arbeitete, erwähnt im Zusammenhang mit dem Auftrag von Dr. Steinborn den Architekten Leopold Fischer: „Der Architekt ist auch für Kunst im Raum und so habe ich keine Sorge, nichts in das Haus zu bekommen. Je besser ein Haus im Stil, je mehr wird die Notwendigkeit für gute Kunstwerke erwachen.“⁹ Schließlich bekam Böckstiegel Ende 1936 den Auftrag und schuf das oben genannte Keramikrelief für den Kaminsockel.

Der Architekt

Wer war nun dieser Leopold Fischer und wo war er architektonisch „sozialisiert“ worden? Geboren 1901 in Bielitz, einer schlesischen Kleinstadt im polnisch-tschechischen Grenzgebiet, die bis 1918 zur K.-u.-k.-Monarchie Österreich-Ungarn und nach Kriegsende zu Polen gehörte, wuchs er in einer deutschsprachigen, jüdischen Familie auf.¹⁰ 1920 ging er nach Wien, um in der privaten Bauschule von Adolf Loos zu studieren. Seit 1921 war Fischer in dessen Büro Mitarbeiter und dort in die Wiener

Siedlungsprojekte eingebunden. Durch ihn lernte Fischer auch den Gartenarchitekten Leberecht Migge kennen, der zusammen mit Loos Gartensiedlungen plante und mit dem Fischer in den folgenden Jahren – vor allem in seiner Dessauer Zeit – zusammenarbeiten sollte.

Leopold Fischer war auch in die Villenprojekte von Adolf Loos eingebunden. So hat er nachweislich 1924 an einem der Bauten Loos', dem Landhaus Spanner, mitgearbeitet.¹¹ Offenkundig war Fischer auch die Bauleitung übertragen worden, da Loos während der Bauzeit nach Paris aufgebrochen war, wo er bis 1928 blieb. In der Biografie von Heinrich Kulka, die Loos noch persönlich autorisierte, wird Leopold Fischer ausdrücklich als einer der Schüler aufgeführt, die ihm besonders nahestanden und die er deshalb zur Mitarbeit herangezogen hatte.¹² Im Zusammenhang mit dem Haus in Werther spielen die Siedlungsbauten von Adolf Loos eine untergeordnete Rolle, wichtiger sind die Einfamilienhäuser und Villen, die Loos geschaffen hat.¹³ In seinem gemeinsamen Kampf mit Otto Wagner gegen den Wiener Historismus wurde er zu einem der Pioniere des Neuen Bauens. Loos war nach einem Architekturstudium in Dresden für drei Jahre in die USA gegangen und hatte sich dort u. a. als Maurer und Parkettmacher verdingt. Geprägt durch den amerikanischen Pragmatismus und den mediterranen Baustil mit flachen Dächern und Terrassen gestaltete er seine Häuser schnörkellos, materialgerecht und aus der inneren Funktion heraus.¹⁴ Dabei leitete ihn die Überzeugung, dass ein Einfamilienhaus letztlich ein Gebrauchsgegenstand

sei, dessen äußere Form auf klare, einfache Formen zu reduzieren sei. Eine Erkenntnis, die ihn schließlich zum „Würfelhaus“ führte.¹⁵

Dem Würfel im Äußeren entsprach der „Raumplan“ im Inneren, der eine optimale Raumökonomie garantierte. In der oben erwähnten Monografie von Kulka wird das folgendermaßen erklärt: „Das freie Denken im Raum, das Planen von Räumen, die in verschiedenen Niveaus liegen und an kein durchgehendes Stockwerk gebunden sind, das Komponieren der miteinander in Beziehung stehenden Räume zu einem harmonischen, untrennbaren Ganzen und zu einem raumökonomischen Gebilde. Die Räume haben je nach ihrem Zweck und ihrer Bedeutung nicht nur verschiedene Größen, sondern auch verschiedene Höhen. [...] Das Material und den Baublock nutzt er dadurch bis aufs letzte aus. [...] Bei Loos ist das Innere das Primäre. Es bestimmt die äußere Form.“¹⁶

„Raumplan“ und „Würfelhaus“ scheinen auch die Stichworte für die Wohnhausplanungen von Leopold Fischer gewesen zu sein. Um 1925 verlässt Fischer Wien und zieht nach Dessau. Kurz zuvor war auch die Hochschule für Gestaltung, das Bauhaus, von Weimar nach Dessau verlegt worden. Fischer hat wohl zunächst im privaten Baubüro von Walter Gropius gearbeitet, das er aber schon nach kurzer Zeit im Streit wieder verlassen hat. 1926 fängt er als Architekt beim Anhaltischen Siedlerverband in Dessau an und tritt mit seinen Siedlungsprojekten in direkte Konkurrenz zu Gropius. Während Gropius an der Siedlung in Dessau-Törten arbeitet, errichtet Fischer gemein-



6 Haus Dr. Steinborn, Blick von der Halle in den Wintergarten, links das Wohnzimmer, heute durch die Wand verschlossen. Foto 2021.



7 Haus Dr. Steinborn, Kaminzimmer, über dem Kamin befand sich das Böckstiegel-Relief. Foto 2021.

sam mit dem Gartenarchitekten Leberecht Migge die Siedlung in Ziebigk am anderen Ende der Stadt. In einer zeitgenössischen Kritik wird die Siedlung Fischers als funktionaler und konstruktiv durchdachter beschrieben.¹⁷

Neben der intensiven Tätigkeit als Chefarchitekt für den Siedlerverband baute Fischer 1927 auch eine Villa für die Modistin Hedwig Liebig, deren äußere Gestalt und innere Aufteilung – obwohl individuell auf die Tätigkeit und den großbürgerlichen Lebensstil der Bauherrin abgestimmt – als Vorlage für die Häuser in Bielefeld und Werther gelten darf.¹⁸ Insbesondere das Haus von Dr. Tittel in Bielefeld wies Ähnlichkeiten auf. Die Gemeinsamkeiten bestanden in der Konstruktion, die auf vier im Quadrat gestellten Innenpfeilern ruhte. Aber auch die Verteilung von Hauswirtschaftsräumen, Personalwohnung und die Erschließung der repräsentativen und privaten Wohnräume entsprechen sich. Das Haus in Werther weicht in einigen Zuordnungen leicht ab, da das Arzthaus besondere Bedingungen erfüllen musste, war doch die Arztpraxis vollständig vom Wohnteil zu trennen.

Im Zuge der Weltwirtschaftskrise von 1929 änderten sich auch für die Bauwirtschaft die Bedingungen. Die Bauzinsen stiegen und die sozialverträgliche Finanzierung der Siedlungsbauten für Arbeiter und kleine Angestellte, denen sich der Anhaltische Siedlerverband verschrieben hatte, wurde immer schwieriger. 1930 musste er Konkurs anmelden. Leopold Fischer, der sich für die Rettung des Verbandes und die Weiterführung der Bauvorhaben persönlich eingesetzt hatte, erlitt

einen Nervenzusammenbruch. Nach einem längeren Aufenthalt in einem Dresdener Sanatorium lebte er wohl zeitweise bei seiner Verlobten Gerda Vogt in Bielefeld. Der Hauptwohnsitz blieb jedoch, wie der Stempel der Bauunterlagen des Steinborn'schen Hauses zeigt, in Dessau.

Noch einige Jahre blieb Leopold Fischer in Deutschland und versuchte, erneut wirtschaftlich Fuß zu fassen und baute u. a. die Häuser in Bielefeld und Werther. Größeren Erfolg verhinderten allerdings die von den Nationalsozialisten verabschiedeten Rassegesetze, die die Arbeitsmöglichkeiten des nunmehr als jüdisch geltenden Architekten Leopold Fischer stark einschränkten. 1936 gab er auf und emigrierte in die USA. Böckstiegels privater, an seine Frau gerichteter Kommentar „Fischer fährt am nächsten Donnerstag auf 2 Monate nach Kalifornien, Amerika, ist von Damen nach dort eingeladen und will sein Glück mal versuchen“ klingt naiv, aber vielleicht versucht er das Bedrückende nur unverfänglich zu formulieren. Schließlich hatte er mehrfach seine Hochachtung gegenüber Fischers Person und seiner Architektur bekundet.¹⁹

Nachdem Fischer zunächst im Büro von Frank Lloyd Wright gearbeitet hatte, machte er sich 1940 in Los Angeles selbstständig. Die ersten Jahre war er sehr erfolgreich und hat wohl zahlreiche Häuser gebaut, später, in den 1960er-Jahren, bekam er wirtschaftliche Schwierigkeiten, verlegte sein Büro von Los Angeles nach Long Beach, wo er 1975 starb.²⁰ Nachdem er vollständig in Vergessenheit geraten war, wurden sein Leben und seine Werke in den letzten Jahren durch eine beeindruckende,

teilweise detektivische Forschung der Bielefelder Kunsthistorikerin Irene Below wiederentdeckt und publiziert.²¹

Schluss

Schicksalhaftem Zufall ist es zu verdanken, dass in einer westfälischen Kleinstadt eines seiner Werke steht und bis heute „überlebt“ hat. Letzteres liegt aber offensichtlich auch an der Gabe Fischers, die Bedürfnisse der Nutzer verstanden und umgesetzt zu haben. Die Tochter Leberecht Migges hat in ihren Erinnerungen darauf hingewiesen, dass „Fischer zu den seltenen Architekten gehörte, die Häuser für Menschen bauen konnten, ihren Wünschen und Bedürfnissen gemäß. Im Gegensatz zu den Architekten, die Häuser bauen, denen sich der Mensch gefälligst anzupassen [...] hat.“²² Anscheinend schloss das in diesem Fall nicht nur den Bauherrn, sondern auch die nachfolgenden Nutzerinnen und Nutzer ein.

Leopold Fischer hat die Wohnhausarchitektur auf seine Weise beeinflusst. Für die hier genannten Häuser steht die Verbindung von Funktion und Wohnlichkeit im Vordergrund. Im Gegensatz zu vielen Wohnhäusern des Neuen Bauens, die weiterhin die traditionelle, aus dem Historismus über den Reform- und Heimatstil überkommene Grundrisstruktur für Villen des gehobenen Bürgertums übernahmen und eine große Halle als Auftakt und Verteilerraum zur Erschließung der Stockwerke bauten, die repräsentativen Wohnräume im Erdgeschoss, die privaten Räume im Obergeschoss und die Personalräume im Dachgeschoss ansiedelten, befinden sich bei Fischer im Erdgeschoss die Hauswirtschaftsräume, die Personalwohnung und ein eher untergeordneter Hauseingang. Die Treppe verliert ihren repräsentativen Charakter und wird zum „Nadelöhr“, das einerseits durchschritten werden muss, aber andererseits auch als Auftakt dient, um dann im Obergeschoss in die großzügigen repräsentativen Räume zu kommen. Diese werden weniger durch Wände als durch Niveaueversprünge und unterschiedliche Raumhöhen in Nutzungszonen unterteilt. Das Obergeschoss mit den privaten Wohnräumen wird mit einer Terrasse verbunden, sodass ein Wechsel zwischen drinnen und draußen möglich ist. Die ungezwungene Bewegungsfreiheit, die die privaten Räume ermöglichen sollten, wird auch durch das Detail deutlich, dass selbst das Bad eine Tür ins Freie, auf die Terrasse hat.

Was hätte dieser Wiener Einfluss, diese kreative Loos-Rezeption für den Villen- und Siedlungsbau in Deutschland noch bewirken können, wenn das Schaffen eines Leopold Fischer nicht rücksichtslos unterbrochen worden wäre. Auch nach dem 9. Mai 1945 gab es – wie in anderen Berufsgruppen – bei den Architekten keine „Stunde Null“. Im Gegen-

teil: Die im nationalsozialistischen System hervorragend etablierten Architekten aus dem „Stab Speer“ beispielsweise setzten sich früh aus Berlin ab, um in der „Provinz“ eine neue Karriere zu beginnen. Die einen sorgten für Kontinuität, andere erinnerten sich an ihre Bauten vor 1933, bei denen sie wieder anknüpften. In jedem Fall versorgten sie sich gegenseitig mit Aufträgen und Posten. Die Rückkehr von Emigranten war nicht vorgesehen.

Anmerkungen

- 1 Bauakte der Stadt Werther, Ravensberger Straße 20.
- 2 Paul Schultze-Naumburg, Flaches oder geneigtes Dach? Mit einer Rundfrage an deutsche Architekten und deren Antworten. Berlin 1927.
- 3 Heute ist die Öffnung zwischen Halle und Wohnzimmer durch eine Mauer geschlossen.
- 4 Die Reliefs zeigen gemäß dem Schriftband „Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land / das Wachsen und Gedeihen liegt nicht in unserer Hand.“ Szenen aus dem bäuerlichen Leben; siehe: Martin Langanke / David Riegel, Dunkle Jahre, voller Farben – Der Künstler Peter August Böckstiegel 1933–1945. Ausstellungskatalog Museum Peter August Böckstiegel. Werther, Bönen 2020, S. 73–80; Vita von Wedel, Peter August Böckstiegel. Werkverzeichnis der plastischen und dekorativen Werke. Bielefeld 2003, S. 101–103.
- 5 Juliane Vierich, Die Villa Liebig. Denkmalpflege der Moderne. Dessau 2006, S. 40–102, hier S. 53.
- 6 Heinrich Kulka (Hg.), Adolf Loos. Das Werk des Architekten. Wien 1931 (Nachdruck 1979), S. 37.
- 7 Leider ist das Haus bei einem Umbau 1972 bis zur Unkenntlichkeit verändert worden; siehe: Bauakte der Stadt Bielefeld, Culemannstraße 8.
- 8 Irene Below, Das Leben von Leopold Fischer, in: Bauhaus Dessau e. V. (Hg.), Leopold Fischer. Architekt der Moderne. Planen und Bauen in Anhalt der Zwanziger Jahre. Dessau 2010, S. 12–23, hier S. 21.
- 9 Peter August Böckstiegel an Hanna Böckstiegel 17.9.1936, im Kreisarchiv Gütersloh, Legat der Peter-August-Böckstiegel-Stiftung, Werther; zitiert nach Langanke/Riegel (wie Anm. 4) S. 73.
- 10 Diese und die weiteren Informationen über das Leben Fischers sind folgender Publikation entnommen: Below (wie Anm. 8).
- 11 Markus Kristan (Hg.), Adolf Loos. Villen, In zeitgenössischen Photographien aus dem Archiv des Architekten. Wien 2001, S. 124.
- 12 Kulka (wie Anm. 6) S. 43.
- 13 67 Einfamilienhäuser, Villen und Landhäuser sind von Loos bekannt; siehe Kristan (wie Anm. 11) S. 6.
- 14 Friedrich Kurrent, 33 Wohnhäuser, in: Burkhardt Rukschcio (Hg.), Adolf Loos. Ausstellungskatalog Graphische Sammlung Albertina. Wien 1989, S. 107–134, hier S. 108–112.
- 15 Kristan (wie Anm. 11) S. 8 Abb. 118.
- 16 Kulka (wie Anm. 6) S. 43.
- 17 Hans Zechlin, Siedlungen von Adolf Loos und Leopold

Fischer, in: Wasmuths Monatshefte für Baukunst 1929, S. 70–78, hier S. 70.

18 Vierich (wie Anm. 5); hier wird die Villa Liebig ausführlich und detailliert sowohl in ihrem heutigen Zustand als auch in der Rekonstruktion dargestellt.

19 Peter August Böckstiegel an Hanna Böckstiegel 17.9.1936 im Kreisarchiv Gütersloh, Legat der Peter-August-Böckstiegel-Stiftung, Werther; zitiert nach Langanke/Riegel (wie Anm. 4) S. 74.

20 Die Suche und Erforschung dieser Gebäude steht noch aus.

21 Irene Below, Der unbekannte Architekt und die andere Moderne: Leopold Fischer in Dessau, in: Anja Baumhoff / Magdalena Droste (Hg.), Mythos Bauhaus. Berlin 2009, S. 245–275; Below (wie Anm. 8).

22 Zitiert nach Below 2009 (wie Anm. 21) S. 269.

Bildnachweis

1–2, 5–7 LWL-DLBW/Gropp. | 3–4 Stadt Werther, Bauakte.

Anne Herden-Hubertus

Die neue Synagoge in Minden

Ein Zeugnis des Neuanfangs nach 1945

Nach der verbrecherischen Zerstörung der Synagogen und der gesamten jüdischen Bautradition durch die Nationalsozialisten entwickelte sich in Deutschland in der Nachkriegszeit zögerlich eine zunächst unspezifische Synagogenarchitektur. Neu gegründeten jüdischen Gemeinden wurde als Wiedergutmachung gleichsam als Entschädigung für materielle Verluste durch den deutschen NS-Staat eine finanzielle Förderung der Bundesrepublik Deutschland zuteil. Beim Aufbau einer demokratischen Gesellschaft sollten Synagogen eine besondere Rolle spielen, denn sie wurden als Symbole neuen jüdischen Lebens betrachtet, das nach dem Holocaust für viele unvorstellbar war. Die Mindener Synagoge von 1957/58 ist als eine der kleinsten und zugleich am besten überlieferten Synagogen bedeutend für die Entwicklung der Synagogenarchitektur der Wiederaufbauphase. Im Folgenden wird sie vorgestellt, und es soll versucht werden, sie architekturgeschichtlich einzuordnen.

Historische Entwicklung

Neben Dortmund und Münster war Minden im 14. Jahrhundert die einzige westfälische Stadt mit einer eigenen jüdischen Gemeinde.¹ Die Existenz einer Synagoge ist hier erstmals für das Jahr 1318 dokumentiert.² Nach dem Auslöschung der jüdischen Gemeinde in den Pestpogromen um 1350 siedelten sich einzelne Juden wieder in Minden an. Jüdisches Leben war hier erst ab 1540 wieder gestattet. Ein eigenes Bethaus ist seit 1650 in der Oberstadt dokumentiert. Es befand sich zunächst im Hause des Bankiers Berend Levi in der Greisenbruchstraße / Ecke Kampstraße.³ Einige Jahre später, im Jahr 1688, erwarb die jüdische Gemeinde das noch heute bestehende Fachwerkgebäude an der Videbullenstraße 15 und richtete einen Versammlungsraum für Gottesdienste ein. Er bestand hier fast 200 Jahre lang, bis 1865.

Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die mittlerweile etablierte jüdische Gemeinde die ehemalige III. Kurie von St. Martini an der Kampstraße 6 erwor-

ben, ein schmales, langgestrecktes Grundstück, das auf seiner westlichen Schmalseite von der Kampstraße aus erschlossen wird. Hier wurde von 1863 bis 1865 nach den Plänen des Mindener Baumeisters Robert Hoelscher eine Synagoge errichtet. Der in neoromanischem Stil mit orientalischen Anklängen errichtete Sakralbau lag hinter einem parkähnlich gestalteten Vorplatz. Östlich der Synagoge, im hinteren Grundstücksareal, entstand für den Rabbiner ein Wohnhaus, das auch als jüdische Schule genutzt wurde.⁴ Im Jahre 1871 zählte die jüdische Gemeinde 396 Mitglieder.⁵

Am 9./10. November 1938 wurde die Synagoge von Nationalsozialisten in Brand gesetzt. Die verbliebenen Umfassungsmauern ließ die Stadt Minden im Folgejahr abbrechen. Nachdem die Stadt den vorderen Teil des Grundstücks im Jahre 1941 erworben hatte, wurde im Bereich des ehemaligen Gartens eine Löschwasser-Zisterne angelegt. Das von den Zerstörungen nicht betroffene Wohn- und Gemeindehaus mit dem 350 m² großen Grundstück blieb weiterhin im Eigentum der jüdischen



1 Synagoge, Innenraum nach Osten. Foto 2021.

Kultusgemeinde. Hier fanden nach dem Novemberpogrom die Gottesdienste statt, und zwischen 1941 und 1943 wurden hier bis zu den Deportationen jüdische Familien untergebracht (zu den „Judenhäusern“ siehe den Beitrag von Hans H. Hanke S. 34–42). Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs versammelten sich in diesem Gebäude die wenigen überlebenden sowie über hundert verschleppte Juden, zumeist Ungarn und Polen aus den Arbeitslagern in Lahde (Stadt Petershagen) und Barkhausen (Stadt Porta Westfalica) – soge-

nannte Displaced Persons – zu Gottesdiensten. Zu Beginn des Jahres 1946 wurde unter der Leitung von Emil Samuel die neue Jüdische Kultusgemeinde Minden gegründet.

Die Gebäude

Nach den Plänen des Architekten Karl Gerle aus Recklinghausen errichtete die jüdische Gemeinde 1957/58 auf dem früheren Synagogengrundstück

ein aus drei Gebäuden bestehendes Gemeindezentrum (Abb. 2).⁶

Direkt an der Kampstraße entstand ein Wohnhaus als freistehender, dreigeschossiger Walmdachbau. Die Fassaden wurden mit Wesersandsteinen verblendet, und zwar mit großformatigen Platten am hohen Erdgeschoss und darüber mit kleinformatischen Sandstein-Riemchen. Über dem Hauseingang mit Oberlicht sind straßenseitig zwei Balkone angeordnet sowie an der Südseite ein flach hervortretender zweigeschossiger Erker.

Rückwärtig schließt sich als Putzbau das Gemeindehaus an. Dabei handelt es sich um einen gestreckten, teilweise zweigeschossigen, flachgedeckten Baukörper, in dessen hinterem Bereich das Portal liegt. Dieser ist akzentuiert durch eine vorkragende Platte als Wetterschutz und eröffnet durch eine zweiflügelige Holztür mit Oberlicht den Zugang zur Gebäudegruppe. Deren östlichen Abschluss bildet schließlich die abseits der öffentlichen Straße liegende Synagoge selbst. Dabei handelt es sich um einen kubisch wirkenden Baukörper, der sich über einem rechteckigen Grundriss erhebt und unter einem Zeltdach liegt. Die Außenwände sind vollständig mit aus rotem Wesersandstein gesägten Riemchen verkleidet, die hier senkrecht vermauert wurden. Das Dach ist mit Kupferplatten belegt und wird von einem Davidstern bekrönt. Im Osten tritt mittig die flach gerundete Apsis hervor. Diese Fassade zeigt sich ebenso fensterlos wie die nördliche Langseite, während sich in der südlichen Langseite ein großformatiges, sechs-

teiliges Fenster mit Diagonalversprossung befindet, das zum Erschließungsweg der Gebäudegruppe ausgerichtet ist.

Hinter dem schlichten Eingang liegt der Vorraum, dessen Boden mit orthogonalen, polierten Solnhofener Platten unterschiedlicher Größe belegt ist; im Gegensatz dazu zeigen die Wände rauen Strukturputz. Unterhalb der Decke verläuft ein Fries mit goldfarbiger hebräischer und deutscher Inschrift auf ultramarinfarbigem Grund: „An jedem Orte, wo ich meines Namens gedacht wissen will, werde ich zu dir kommen und dich segnen“ (Exodus 20, 24).

Neben dem Eingang befindet sich ein fünfteiliges Fenster mit farbiger künstlerischer Verglasung (Abb. 3):⁷ Im graublauen, mit Spitzen und Keilen senkrecht aufgeteilten Grund ist eine Landkarte aus waagerechten Spitzen und Keilen in wechselnden, kräftigen Rot- und Orangetönen dargestellt, in der gelbe „Judensterne“ die Orte der Arbeits- und Vernichtungslager von Lahde, Sachsenhausen und Kiel-Hasse im Westen (links) bis Riga, Minsk und Midzschin im Osten (rechts) sowie das Schiff „Cap Arcona“, mit dem 4600 KZ-Häftlinge untergingen, markieren.⁸ Zwischen diesem Fenster und der Tür zum Synagogenraum an der Ostwand erinnert ein Gedenkstein mit 168 Namen an die ermordeten Mindener Juden.

An der Nordseite, dem Eingang gegenüber, liegt eine mit lindgrünen Fliesen verkleidete Wandnische mit Brunnen und Wasserspeier aus Messing in Form einer sich filigran herabwindenden Schlange



2 Synagoge mit Verbindungsbau und Wohnhaus. Foto 2021.



3 Vorraum, Fenster mit der Darstellung der Lager. Foto 2021.

für die rituelle Reinigung der Hände vor dem Gebet (Abb. 4). Daneben führt ein gewendelter Aufgang zur kleinen Empore der Synagoge.

Den Zugang zum Betraum eröffnet ein breites Buchenholz-Portal in der Ostwand des Vorraumes. Zwei schwere Türflügel mit Messingbeschlägen ermöglichen den Eintritt, der von einer hebräischen Inschrift oberhalb, einer Zedaka (Büchse für Gaben) links und einer Mesusa (Schriftkapsel) rechts gerahmt wird. Der längsrechteckige Innenraum der Synagoge zeigt sich mit ungefähr 2 m hoher Holzvertäfelung und darüber liegenden, hell verputzten Wandflächen.⁹ Die gestaffelten Seitenwände lenken den Blick auf den Thoraschrein in der Ostwand, wenn auch die am Außenbau deutlich sichtbare Rundung der Thoranische im Sakralraum selbst nicht in Erscheinung tritt.

Der Sakralraum liegt unter einer flachen, kreisrunden Kuppel aus Rabitz, die sich aus einem flachen, ultramarinblau gefassten Deckenspiegel erhebt und indirekt beleuchtet ist. Der grau getupfte Anstrich der Kuppel hellt sich zum Scheitel hin auf und lässt sie dadurch höher erscheinen. Geschweifte, profilierte Konsolen vermitteln zwischen der Kuppel und den Seitenwänden, indem sie direkt an den Faltkanten der Wandkompartimente der Längsseiten ansetzen. Deren Flächen

sind im unteren Bereich mit hölzernem Stabwerk verkleidet und kaschieren so die Heizung. Für die in den Sakralraum Eintretenden erscheint der obere Bereich schlicht verputzt, während er für die Hinausgehenden als bleiverglaste, kräftig-bunte Fensterbahnen mit freier, geometrischer Teilung in Grau-, Blau-, Weiß- und Gelbtönen wahrgenommen wird.¹⁰ Die Bahnen der Südseite werden durch das Außenfenster natürlich erhellt, während an der Nordseite Leuchten indirekte Helligkeit spenden.

Die Thoranische erscheint wie der Eingang eines Zeltens mit sich nach oben verzügender Rahmung, die durch einen metallisch schimmernden Farbauftrag in unterschiedlichen Mustern und Farbvariationen wie edle, kostbare Metallarbeiten wirkt. In dieser großen, gerahmten Öffnung mit der hebräischen Inschrift „Die Lehre Adonais ist vollkommen und erquickt die Seele“ (Psalm 19,8) und seitlich rechts angeordneter Messingschale als ewigem Licht, das bereits in Moses Stiftszelt gebrannt hatte,¹¹ steht der Aron ha-Qodesch, „die heilige Lade“. Dieser schlichte Thoraschrein aus rötlichem Edelholz ist im oberen Bereich mit Stabwerk verkleidet. Mittig darauf ist ein emblemartiges versilbertes Flachrelief mit der Darstellung des Dekalogs (die zwei Tafeln mit den zehn Geboten) platziert,

der von stilisierten Flammen als Andeutung des brennenden Dornbusches gerahmt wird. Zum Öffnen der Schreintüren dienen als Säulenschäfte gestaltete Messingbeschläge, die denen auf der Innenseite der Türflügel zum Betraum ähneln. Der ursprüngliche Vorhang aus blauem Samt mit goldfarbener Stickerei ist im Gemeindehaus deponiert, seit er durch einen Vorhang aus weißen Stoffbahnen mit appliziertem blauem Davidstern ersetzt wurde. Im Schrein werden Thorarollen mit Mänteln, Schilden, Knäufen und Kronen in den üppigen Barockformen des 17./18. Jahrhunderts aufbewahrt, die die jüdische Kultusgemeinde zur Ausstattung der neuen Synagoge angeschafft hatte. Neben dem Thoraschrein ist die erhöhte Bima (Bühne) der zentrale Ort des Gottesdienstes. Auf einem um drei Stufen gegenüber dem Gemeinderaum erhöhten und mit einer steinernen Brüstung versehenen Podium steht der Tisch, auf dem die Thorarolle zum Vorlesen abgelegt wird. Davor steht der Alemor, das hölzerne Predigt- bzw. Vorbeterpult, dessen Vorderseite einen Davidstern als Intarsie zeigt. Zwei elegante zylindrische Hängeleuchten aus feinen Messingringen mit vertikalen Klarglasscheiben und Leuchtstoffröhren erhellen den Gemeinderaum.



4 Vorraum, Handwaschbecken und Wasserspeier.
Foto 2021.

Ein Leuchtenpaar ähnlicher Ausführung befindet sich an der Westwand neben dem Ausgang, über dem die kleine, konvex hervortretende, holzverkleidete Emporenbrüstung mit rechteckig darüber liegendem Wandausschnitt hervortritt (Abb. 5).

Der mit mittelblauem Linoleum ausgelegte Fußboden korrespondiert einerseits mit dem Blau des Deckenspiegels und andererseits mit den blauen Ledersitzen der hochklappbaren Sitzbänke mit gepolsterten Armlehnen. Dieses Gestühl ist zu beiden Seiten schräg angeordnet und rundet sich zum Mittelgang, wodurch die Grundform einer Menora (siebenarmiger Leuchter) entsteht. Die Abschrägung der östlichen Ecken, die Faltung der eingestellten Innenwände und die gerundete Schrägaufstellung der Sitzreihen erzeugen den Eindruck, dass der Raum nicht längsrechteckig ist, sondern sich trapezförmig¹² oder dreieckig auf den Thoraschrein hin verengt. Die verhältnismäßig kleine Empore ist vom Vorraum aus zugänglich; hier steht eine Orgel.¹³ Zur Ausstattung der neuen Synagoge wurden Kultgegenstände aus Silber angeschafft, neben den oben erwähnten Thorarollen weitere historische Ausstattungstücke wie ein Chanukka-Leuchter¹⁴ und eine Besamim-Büchse (Gewürzbüchse).¹⁵ Zum Teil ist auch liturgisches Gerät in moderner Formgebung, wie beispielsweise ein weiterer Chanukka-Leuchter, hinzugekommen.

Der Durchgang vom Synagogen-Vorraum zum Vorderhaus ist mit einem orientalisches anmutenden Rabitz-Tonnengewölbe überspannt. Die Wandverkleidung besteht aus Buchenholzrahmen mit eingespannten hellgrünen Seidentapeten. Ein Fensterband zur Südseite belichtet den schmalen Raum mit seinem dunklen Kunststeinboden. Nördlich dahinter liegen eine schmale hohe Küche sowie ein Verbindungsflur zum Wohnhaus. Von der westlichen Schmalseite des Verbindungsgangs aus gelangt man in den Gemeindesaal, den sogenannten Saal der Toleranz (Abb. 6).

Er nimmt nahezu das gesamte Erdgeschoss des Wohnhauses ein und erhält durch die Gestaltung der Raumbooberflächen ein feierliches Gepräge: Der Fußboden ist mit rotem Linoleum ausgelegt, ringsum verläuft ein Lambris aus kassettiertem Buchenholz mit darüber gespannter beigefarbener Seidentapete. Natürliches Licht fällt durch ein Fensterband der Südseite, zusätzlich erhellen Deckenleuchten in drei eingetieften Rechteckfeldern den kleinen Saal. Eine Bühne nimmt die westliche Stirnseite des „Saales der Toleranz“ ein.

Die wandfeste, handwerklich sehr qualitätvolle Ausstattung, die Vertäfelungen, Fenster und Türen einschließlich der Beschläge sowie die eleganten Leuchten in allen Räumen und in der Synagoge sind ebenso bauzeitlich erhalten wie die Wandoberflächen.



5 Innenraum nach Westen. Foto 2021.

Die Bedeutung

Die 1957/58 nach den Plänen des Recklinghausener Architekten Karl Gerle (1903–1962) errichtete Synagoge mit ihrem Gemeindesaal und dem Wohnhaus ist eine frühe Vertreterin der nach den Novemberpogromen von 1938 und dem Ende des Zweiten Weltkriegs neu errichteten Synagogen mit Gemeindezentren. Zusammen mit der im Jahre 1956 eingeweihten Synagoge in Dortmund (Architekt: Helmut Goldschmidt, 1918–2005, Köln) bezeugen diese die Phase des Wiederaufbaus jüdischen Gemeindelebens im Nordwesten der Bundesrepublik Deutschland.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die Juden eine Gleichstellung erreicht, die sich in einem vielfältigen kulturellen Leben jüdischer Gemeinden und Vereine äußerte und auch in den Sakralbauten ihren Ausdruck fand. Nach der Shoah (Massenvernichtung der Juden) gründeten Überlebende im Jahre 1950 den Zentralrat der Juden in Deutschland, in der Hoffnung einer dauerhaften Etablierung jüdischen Lebens in Deutschland. Erste jüdische Gemeinden planten Neubauten, und bis 1967 wurden 18 Synagogen errichtet, zwei Vorkriegssynagogen wieder eingeweiht und mehr als 20 Betsäle erbaut.¹⁶

In Minden hatten von den vor dem Zweiten Weltkrieg zur jüdischen Kultusgemeinde zählenden 375 Mitgliedern nur wenige die Pogrome überlebt. Als Versammlungsstätte und Betsaal der jüdischen Kultusgemeinde diente zunächst das unzerstörte Gemeindehaus auf dem hinteren Grundstück (Abbruch 1966). Am 15. Juni 1958 wurde die

neue Synagoge mit insgesamt 80 Sitzplätzen – für die Frauen auf der rechten und für die Männer auf der linken Seite – eingeweiht. Bereits in der Vorgängersynagoge hatte es keine Frauenempore gegeben. Die gesamte Innengestaltung steht in der Tradition der Reformsynagogen wie auch schon der Vorgängerbau der bereits damals liberal eingestellten jüdischen Gemeinde. Eine Trennwand zwischen den Plätzen für Frauen und Männer bestand ebenfalls nicht. Da es in der zerstörten Synagoge keine Mikwe (rituelles Tauchbad) gegeben hatte, wurde hierauf auch beim Neubau verzichtet. Desgleichen gehören Orgeln nicht zur traditionellen Ausstattung von Synagogen, sind gleichwohl wichtige Elemente neuer synagogaler Musik. Und deshalb wurde die neue Synagoge mit einer Orgel ausgestattet, wie bereits der Vorgängerbau.¹⁷

Der Sakralbau dokumentiert die liberal-reformistische Auffassung der Mindener Judenschaft, die schon vor der Enteignung, Deportation und Ermordung der Juden innerhalb des Mindener Bürgertums assimiliert und etabliert war und diesen Status nach Kriegsende bald wiedererlangte. Der Mindener Bau gehört demnach zu dem seit dem frühen 19. Jahrhundert verbreiteten Typus der Reformsynagogen. Diese sind beispielsweise dadurch charakterisiert, dass die Bima an der Ostseite des Betsaales steht, während sie sich in orthodoxen Synagogen zumeist mittig im Sakralraum befindet und häufig schmuckvoll eingefriedet ist. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die zurückhaltende Andeutung des Jerusalemer Tempels in der Mindener Synagoge. Dabei stehen das



6 Gemeindehaus, Saal der Toleranz. Foto 2021.

Thora-Zelt im Osten und die beiden Säulen (Beschläge an den Innenseiten der Synagogentüren) im Westen für den untergegangenen Tempel in Jerusalem (Abb. 7). Die jüdische Gemeinde versammelt sich hier also gleichsam wie das Volk der Juden im Tempel zu Jerusalem.

Die für den reformierten Gottesdienst-Ritus und das Gemeindeleben wichtigen Ausstattungsmerkmale sind vollständig bauzeitlich erhalten und bezeugen mit ihrem funktionalen Aussagewert die Entwicklung des jüdischen Kultus. Sie spiegeln das Konzept der gemeinschaftsbildenden und identitätsstiftenden Funktion jüdischer Gemeindezentren, der Orte regelmäßiger jüdischer Gebete, Unterweisungen und Versammlungen ihrer Mitglieder.

Darüber hinaus sind die sorgsam gestalteten Bestandteile der Sakralbauten selbst Ausdruck der Religionsfreiheit einerseits und andererseits des jüdischen Selbstverständnisses der Nachkriegsgeneration, die jüdisches Leben in Deutschland wieder aufbauen wollte. Ausdrückliche Erwähnung muss in diesem Kontext die Gestaltung des Foyer-Fensters finden, das in eindrucksvoller Weise die Arbeits- und Vernichtungslager des deutschen Terrorregimes darstellt. Dieses Bildwerk ist als Geschichtszeugnis und gleichzeitig als klares politisches Statement und Mahnmal aufzufassen.

Der Architekt Karl Gerle

Von Karl Gerle stammen auch die Entwürfe der jüdischen Gemeindezentren in Paderborn (1959),

Hagen (1960) und Bremen (1961) sowie der Bet-säle in Recklinghausen (1955), Aachen (1957) und Mülheim/Ruhr (1959).

Das jüdische Gemeindezentrum in Hagen entstand in den Jahren 1958–1960, also direkt im Anschluss an den Mindener Bau.¹⁸ Es wurde auf demselben Grundstück westlich der Volme errichtet, auf dem auch zuvor die Synagoge gestanden hatte. Der Zuschnitt erlaubte es nicht, die Synagoge sowie die Versamlungs- und Verwaltungsräume nebeneinander anzuordnen, sodass Karl Gerle ein zweigeschossiges und mehrgliedriges Bauwerk konzipierte (Abb. 8). Dessen Eingangsbau liegt westlich hinter einem Vorplatz und schließt nach Osten zur Volme hin mit einer konvexen Fassade ab. Der Bet-saal, der über eine gerundete, verhältnismäßig große Apsis verfügt, befindet sich im Obergeschoss und wird durch ein Fensterband unterhalb der hohen Kuppel und durch hochrechteckige Buntglasfenster der Seitenwände erhellt.

Die Synagogen in Minden und Hagen sowie auch in Paderborn folgen derselben Raumauffassung des Architekten:¹⁹ Der Kultraum ist jeweils zurückhaltend mit ruhigen Wandflächen und hochrechteckigen Buntglasfenstern gestaltet und perspektivisch auf das überhöhende, einem stilisierten Zelt gleichende „Portal“ der Heiligen Lade ausgerichtet und mit einer Kuppel gedeckt. Wesentliche Gestaltungselemente sind die Vertikalität, die Gerle in Minden beispielsweise durch Auflösung der Seitenwände in zickzackartig angeordnete, hohe Wandstreifen mit nach Osten gerichteten Buntglasfenstern und die Verkleidung des oberen Thoranischen-Bereiches durch vertikales Stabwerk

erreicht. Des Weiteren sind für Gerles Entwürfe eine sakral wirkende Lichtführung durch den abgesetzten, indirekt beleuchteten Deckenspiegel der Flachkuppel und die Spannungen, die aus der Verbindung von rechtwinkligen und geschwungenen Flächen entstehen, etwa durch die gleichsam konvex ausgerichteten Bänke gegenüber der konkav geformten Bima innerhalb des orthogonalen Raumes, charakteristisch. Gerle folgt mit seinen Entwürfen der zeitgenössischen Architektorentwicklung. Für ihn ist nicht die Form des Gebetsraumes entscheidend, sondern eine Atmosphäre, die „es dem Gottsuchenden [...] erleichtert, seine Gedanken geradewegs zu Gott zu lenken, um in seiner Nähe innere Ruhe zu finden, nach der er verlangt“.²⁰

Einordnung

Der Architekt Karl Gerle hatte sich als „Nichtjude“ intensiv mit dem jüdischen Sakralbau auseinandergesetzt und gehörte neben den jüdischen Architekten Hermann Zvi Guttmann (1917–1977; Synagogen bzw. Gemeindezentren in Offenbach, Düsseldorf, Hannover, Osnabrück) und Helmut Goldschmidt (1918–2005; Gemeindezentren in Koblenz, Dortmund, Bonn, Münster) zu den wichtigsten Synagogen-Architekten der 1950er-Jahre in Deutschland.

Während Guttmann überwiegend von orthodoxen Gemeinden mit Planungen beauftragt wurde, verpflichteten liberal-reformerische jüdische Kultusgemeinden, die frei waren in der Wahl ihres Planers, eher Helmut Goldschmidt und Karl Gerle. Beide fühlten sich der zeitgebundenen Architektur verpflichtet, und so standen die verhältnismäßig wenigen Synagogen-Neubauten der sich neu bildenden jüdischen Gemeinden den zahlreichen Kirchen der vornehmlich durch den Zuzug von Vertriebenen wachsenden christlichen Gemeinden gegenüber. Die Mehrheit zeigte dieselbe durch Funktionalität und Klarheit geprägte architektonische Formensprache. Goldschmidt und Gerle planten die Synagogen als integrierte Bestandteile des öffentlichen Raumes. Sie erscheinen von außen schmucklos und schlicht – wenn auch häufig durch die Verwendung unterschiedlicher Materialien die Trennung der Funktionen ablesbar ist, insbesondere dadurch, dass am Kultbau selbst eine aufwendigere Fassadenverkleidung in Erscheinung tritt. Die Materialwahl und die Detailsprägungen unterscheiden sich nicht wesentlich von der Architektur christlicher Kirchen der 1950er- und 1960er-Jahre. Wie diese stehen sie häufig nicht isoliert, sondern sind Bestandteile von abgeschlossenen Bereichen der Gemeindezentren. Dabei wird bewusst auf eine städtebauliche Wirkung verzichtet. Die Synagogen fügen sich vielmehr in die Umgebung ein und sind integrierter Bestandteil des

jeweiligen öffentlichen Raumes. Die neu gegründeten jüdischen Kultusgemeinden in der Bundesrepublik Deutschland blieben aufgrund der jüngsten Vergangenheit vorerst sehr zurückhaltend, ihre Synagogen sind nicht zwangsläufig identifizierbar als Sakralbauten. Ein spezifischer Synagogen-Baustil entwickelte sich nicht. Die historisierenden und häufig prachtvollen Fassaden und maurischen Kuppeln der Synagogen des 19. Jahrhunderts, die ein deutlicher Ausdruck der Assimilation der jüdischen Bevölkerung waren, wurden ausdrücklich abgelehnt. Man favorisierte vielmehr kubische Formen und gestaltete durch Schlichtheit würdevoll wirkende Kultusräume. Trotz des von den Nationalsozialisten durchgesetzten „modernen Antisemitismus“²¹ waren Synagogen errichtet worden (z. B. Hamburg, 1931, Architekten Robert Friedmann, geboren 1880 in Hamburg, gestorben 1940 in Jerusalem, und Felix Ascher, geboren 1883 in Hamburg, gestorben 1952 in London), die der Architektur der Neuen Sachlichkeit verpflichtet waren und auf jegliche Ornamentik verzichteten. Der jüdische Sakralbau sollte „durch die Schlichtheit und Erhabenheit seines Baukörpers seine deutliche Sprache“²² sprechen.

Diesen „Weg zur Moderne“²³ setzte Ernst Guggenheimer (1880–1973) mit dem ersten jüdischen Synagogenbau nach der Shoa, der bereits 1951/52 errichteten Stuttgarter Synagoge, fort, indem er



7 Betraum, Türflügel-Innenseite mit Beschlag in Form einer Säule. Foto 2017.



8 Synagoge in Hagen, Innenraum nach Osten. Foto 2020.

sich ausdrücklich an der „demokratischen“ Bauhaus-Architektur orientiert.²⁴ Den Synagogen Karl Gerles liegt zwar nicht diese bewusste Klarheit und Einfachheit der Raumgestaltung zugrunde, ihre Wirkung hinsichtlich einer sakralen Erhabenheit vermögen sie dennoch durch die variierten zeitypischen Formen und den sparsamen Einsatz künstlerischer Ausstattungsgestaltung zu erzielen (Abb. 9).

Dabei ist das Gebäude selbst von untergeordneter Bedeutung, denn es gilt die im Vorraum der Mindener Synagoge inschriftlich fixierte Prophezeiung: „An jedem Orte, wo ich meines Namens gedacht wissen will, werde ich zu dir kommen und dich segnen.“²⁵

Anmerkungen

1 Hans-Werner Dirks / Kristin Kossack, Spuren jüdischen Lebens in Minden. Einzelschicksale Mindener Juden während des NS-Regimes. Bielefeld 2009, S. 13–18.

2 Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Teil III: Regierungsbezirk Detmold. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen Bd. 1.1. Köln 1998, S. 393–401; Fred Kaspar / Peter Barthold, Stadt Minden Teil IV, Altstadt 3. Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen Bd. 50. Essen 2000, S. 785–793.

3 Pracht-Jörns (wie Anm. 2) S. 460.

4 Zur Entwicklung der jüdischen Gemeinde anhand von Quellen vgl. Bernd-Wilhelm Linnemeier / Hans Nordsiek, Minden, in: Karl Hengst / Ursula Olschewski (Hg.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe Teil 2: Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Detmold. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen N. F. 10. Münster 2013, S. 536–559.

5 Zur Anlage eines eigenen Friedhofs erwarb die jüdische Gemeinde im Jahre 1895 ein Grundstück am Erikaweg. Zuvor waren die Juden auf dem jüdischen Friedhof in Hausberge bestattet worden; siehe Beitrag Pultke/Pankoke S. 59–65.

6 Kampstraße 6, Eintragung in die Denkmalliste der Stadt Minden am 7.12.2017.

7 Unsigniert, Urheber vermutlich Jupp Gesing, Herne, 1922–1998, Glasmaler und Glaskünstler; Ausführung: Ignatz Donat & Sohn, Buer, Werkstatt für Flachglasveredelung und Kunstglasmalerei, gegründet 1909.

8 In dem in der Lübecker Bucht ankernden fahruntüchtigen und nicht mit Proviant ausgestatteten ehemaligen Luxusliner „Cap Arcona“ wurden tausende Häftlinge eingepfercht, die von der SS in den letzten Tagen des Zweiten



9 Vorraum mit Inschriftband, Detail. Foto 2017.

Weltkriegs aus dem KZ Neuengamme evakuiert worden waren. Das Schiff wurde am 3. Mai 1945 im Zuge eines letzten massiven Schlages gegen deutsche Schiffe und weitere militärische Ziele von der britischen Royal Air Force bombardiert, was zu einer Explosion an Bord führte und das Schiff zum Kentern brachte. Es war nicht als Unterkunft von sonst zu verschonenden „Displaced Persons“ gekennzeichnet. Quelle: Museum Cap Arcona in Neustadt / Holstein, https://www.stadt-neustadt.de/museum_cap_arcona/ (abgerufen: 20.8.2021).

9 Maße des Innenraums: Länge 10,01 m, Breite 8,37 m, Höhe 5,90 m, mit Kuppel ca. 9,25 m, Kuppeldurchmesser ca. 6,45 m.

10 Gesicherte Urheberschaft: Jupp Gesing, Ignatz Donat & Sohn, Buer, Werkstatt für Flachglasveredelung und Kunstglasmalerei, gegründet 1909.

11 3. Mose, 24, 3 (Leviticus).

12 Die Trapezform erscheint ebenso an der aufgemalten Rahmung der Thoranische, an der Tür des Verbindungsganges zwischen Entrée und Gemeindesaal, zum Saal und an der Rahmung des Synagogeneingangs.

13 Orgelbaufirma Ahlborn u. Steinbach KG, Heimerdingen bei Stuttgart, Buchenholz-Gehäuse, Fa. Brinkmann & Goebel, Minden.

14 Chanukka ist das achttägige Fest zum Gedenken an die Wiedereinweihung des Tempels; die acht Kerzen des Leuchters werden nach und nach entzündet.

15 An der Büchse mit den duftenden Gewürzen wird am Ende des Schabbats gerochen, um etwas vom besonderen Geschmack dieses Festtages in den Alltag mitzunehmen.

16 Als Betsaal wird ein Kultusraum innerhalb eines Gebäudes bezeichnet, während eine Synagoge ein eigenständiger Sakralbau ist; vgl. Salomon Korn, Synagogearchitektur in Deutschland nach 1945, in: Hans-Peter Schwarz (Hg.), Die Architektur der Synagoge. Ausstellung 1988–1989 Frankfurt. Frankfurt 1988, S. 287–343.

17 Freundliche Auskunft des langjährigen Gemeindevorsitzenden Harald Scheurenberg.

18 Potthofstraße 16, Eintragung in die Denkmalliste der Stadt Hagen am 1.2.2021.

19 Paderborn, Pippinstraße 32, 1956–1960; die Denkmaleigenschaft ist noch zu prüfen.

20 Zitiert nach Korn (wie Anm. 16) S. 299.

21 Zitiert nach Wolfgang Benz, Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Dossier, hg. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 2006. <https://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/37948/19-und-20-jahrhundert> (abgerufen: 20.8.2021).

22 Zitiert nach Korn (wie Anm. 16) S. 284.

23 Ebd. S. 295.

24 Auch die in jüngster Zeit entstandenen Synagogenbauten, etwa in Mainz und Bochum, präsentieren sich zwar als spektakuläre Sonderformen, setzen aber den synagogalen „Weg der Moderne“ konsequent fort.

25 1. Mose 20, 24 (Exodus).

Bildnachweis

1–6 LWL-DLBW/Dülberg. | 7, 9 LWL-DLBW/Herden-Hubertus. | 8 LWL-DLBW/Otten.

Karl-Wilfried Pultke und Barbara Pankoke

Der jüdische Friedhof Hausberge an der Kempstraße – ein Friedhof für Porta Westfalica und Minden

„Gegenüber dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal liegt in Hausberge fast auf gleicher Höhe wie die Statue des Kaisers der alte jüdische Friedhof von Minden“ – mit diesen Worten beginnt der Bielefelder Stadtgartenoberamtsrat Karl Wilhelm Röhs seine Beschreibung des jüdischen Friedhofs in Hausberge. Aber wieso „alter jüdischer Friedhof von Minden“, obwohl die ehemalige Stadt Hausberge heute ein Ortsteil von Porta Westfalica ist? Die Erklärung lautet, der Friedhof ist zweigeteilt. Er besteht aus einem kleineren Teil für die Gräber der Juden aus Hausberge und einem größeren Teil für die Gräber der Juden aus Minden bzw. dem gesamten Gebiet des damaligen Bistums Minden.¹ Für diesen besonderen, traditionsreichen jüdischen Friedhof hat die Schul-AG „Jüdischer Friedhof Hausberge“ der Gesamtschule Porta Westfalica 2007 die Patenschaft übernommen und pflegt und erforscht ihn seither mit außergewöhnlichem Engagement.



1 Hausberger Teil des Friedhofs, im Vordergrund das Urnen-Mausoleum der Kaufmannsfamilie Michelsohn von 1913 nach der Sanierung von 2015. Foto 2021.

Die Geschichte des jüdischen Friedhofs Hausberge

Der jüdische Friedhof Hausberge liegt außerhalb des Ortskerns auf einem langgestreckten, schmalen Grundstück zwischen Kempstraße und dem Hohlen Weg (Abb. 1–2).² Die typische dezentrale Lage der jüdischen Friedhöfe ist Ausdruck des Status als religiöse Minderheit, den die jüdischen Gemeinden in Deutschland innehatten. Heute wirkt er ein wenig wie von der umgebenden modernen Bebauung bedrängt. Das Gelände umfasst ca. 2200 m². Unterhalb schließt sich an den Mindener Teil übergangslos der evangelische Friedhof mit seiner Kapelle von 1968 an.

Die genaue Entstehung des jüdischen Friedhofs Hausberge ist nicht bekannt. Er wird erstmals 1618, zu Beginn des 30-jährigen Krieges, schriftlich erwähnt. Neben den Hausberger Juden wurde Juden aus der Stadt und dem Bistum Minden das Recht gewährt, ihre Verstorbenen auf diesem Friedhof beizusetzen. Die Mindener jüdische Gemeinde ist neben Dortmund und Münster die einzige in Westfalen, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits einen eigenen Begräbnisplatz besaß.³ Er ist 1816 dem Ausbau Mindens zur Festungsstadt zum Opfer gefallen. Der älteste erhaltene Stein auf dem Mindener Teil des Hausberger Friedhofs stammt von 1720. Bestattet ist hier Fradel Feiwesch, die Tochter von Bendit Feiwesch und seiner Ehefrau, ein Kindergrab.

Erst 1895 wurde in Minden wieder ein neuer jüdischer Friedhof an der Straße Nach dem Bülten 23 / Erikaweg, außerhalb der Stadtmauern, an entlegener Stelle eröffnet.⁴ Bis 1907 wurde aber auch der Mindener Teil auf dem Hausberger Friedhof gelegentlich noch für Begräbnisse genutzt. Zuletzt wurde hier die Mindener Jüdin Elise Friede, geb. Blank, im hohen Alter von 90 Jahren beigesetzt. Die meisten Steine stammen aus der zweiten Hälfte des 19. und aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert. Die Belegung des Friedhofs endet mit dem Bau des Urnen-Mausoleums der Unternehmerfamilie Michelsohn 1913. Die Michelsohns waren u. a. durch den für die Region so wichtigen Abbau des Porta-Sandsteins, den sie seit Generationen betrieben, zu Wohlstand gelangt.⁵

Beschreibung der Friedhofs-Anlage

Friedhöfe gehören zu den wichtigsten jüdischen Gemeindeeinrichtungen.⁶ Ihnen kommt eine ebenso große Bedeutung zu wie den Synagogen. Sie werden für die Ewigkeit gebaut. Die Grabsteine, die in der Regel in Richtung Jerusalem ausgerichtet sind, werden daher auch nicht abgeräumt, wie das auf christlichen Friedhöfen nach einer gewissen Zeit üblich ist. Da sich die Hausberger Synagoge nicht erhalten hat, kommt dem Friedhof ein besonderer Zeugniswert jüdischen Lebens zu.⁷

Man betritt das erhöht liegende, leicht hügelige Terrain des Friedhofs durch ein zweiflügeliges Eisengittertor und über eine kleine Sandsteintreppe aus drei Stufen. In der Mitte der Anlage direkt am Eingang befindet sich, zum Hausberger Teil gehörend, das Urnen-Mausoleum der Familie Moses Wolf Michelsohn in Form eines kleinen neo-klassizistischen Tempels mit Säulenportikus aus Porta-Sandstein. Dieser Bau ist von besonderer Dominanz und zugleich die letzte Grabstätte, die auf dem Friedhof errichtet wurde.

Rechter Hand vom Mausoleum liegen die weiteren Grabstätten der Hausberger Juden (Abb. 3), linker Hand der größere Mindener Teil mit drei langen Reihen von 37, 36 und 26 Grabsteinen und einer vierten begonnenen kurzen Reihe mit vier Grabsteinen (Abb. 4). Gemäß der jüdischen Tradition ist der Friedhof nicht in besonderer Weise gärtnerisch oder architektonisch gestaltet. Der Hausberger

Teil des jüdischen Friedhofs ist mit einer hohen Mauer aus Porta-Sandstein eingefriedet, der Mindener Teil ist eher provisorisch von nachträglich gesetzten Jägerzäunen und Hecken begrenzt. Von der Straße aus nimmt man ihn kaum wahr. Nur das Mausoleum überragt die Mauer. Die Sandsteinmauern sind, wie bis vor kurzem auch das Mausoleum, von Efeu überwuchert.

Es finden sich ausnahmslos Stelen, oftmals mit hebräischer Inschrift auf der Vorderseite und deutscher Übersetzung der Inschrift auf der Rückseite, überwiegend aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der erste Grabstein, der nur eine deutsche Inschrift trägt, stammt aus dem Jahr 1858, befindet sich auf dem Mindener Teil und wurde für Leeser Jakobi errichtet. Zehn Jahre später wird auch auf dem Hausberger Teil ein rein deutsch beschrifteter Grabstein für den Knaben Max Michelsohn gesetzt. Schon Elfi Pracht-Jörns weist



2 Mindener Teil des Friedhofs Hausberge an der Kempstraße mit dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal im Hintergrund. Luftaufnahme 2019.

auf die besondere gestalterische Qualität der Steine auf dem jüdischen Hausberger Friedhof hin.⁸ Sie zeugen sowohl von der Blüte der Gemeinden in Hausberge, als auch in besonderer Weise von derjenigen in Minden.

Im Zuge der allgemeinen Assimilierungsbestrebungen der Juden im 19. Jahrhundert erfolgte eine zunehmende Orientierung an christlichen Friedhöfen. In der Präzisierung der Denkmalwertbegründung für den Friedhof von 2012 heißt es: „Die frühen Grabplatten folgen in ihrer Gestaltung der Auffassung, dass im Tode alle Menschen gleich sind und weisen gleichförmige, schlichte Grabsteine auf. Seit der rechtlichen und staatsbürgerlichen Gleichstellung der Juden, im Königreich Preußen gesetzlich geregelt seit dem 23.7.1847, wurden teilweise sehr aufwendig gestaltete Grabmonumente errichtet, die denen bürgerlicher Familien christlicher Konfession ähnlich sind.“⁹ Man findet hier viele Grabsteintypen, wie sie zeitgleich beispielsweise auch auf dem christlichen sogenannten Alten Friedhof in Minden, heute botanischer Garten, zu finden sind.¹⁰ Neben einzelnen und Doppelstelen mit Segmentbogengiebeln, gibt es auch das Motiv der abgebrochenen Säule als Zeichen eines zu früh zerbrochenen Lebens, den antikisierenden Zippus mit Eckakrotorien und klassizistischem Schmuck wie Akanthuslaub, den Sockel mit Vasenaufsatz und Drappage. Zusätzlich tragen die Grabsteine aus der jüdischen wie aus der christlichen Ikonographie übernommene Symbole: die Levitenkanne als Symbol für die Nachkommen des Stammes Levi; die Tempel-

diener, die die Hände der Priester im Tempel wuschen; Larve und Schmetterling, als Symbol der Seele, die den Körper verlässt und aufsteigt zu Gott; das Stundenglas als Symbol der abgelaufenen Lebenszeit; die umgedrehten Fackeln als Symbol des erloschenen Lebens sowie das Auge Gottes. Nur ein einziger Stein trägt den Davidstern. Es ist der Grabstein von Nathan Weinberg (1877–1921) auf dem Hausberger Teil.

Das Mausoleum der Familie Michelsohn zeigt im Giebeldreieck die Initialen von Michel Wolff Michelsohn, W und M ineinander verschränkt und von Lorbeerzweigen gerahmt. Darunter im Fries ist die Inschrift „GRABSTÄTTE D FAMILIE M.W. MICHELSONN“ angebracht. Das Bauwerk nimmt die Urnen der Familie auf. Die einzige verbliebene Grabplatte trägt die Inschrift: „M. Michelsohn / geb. 11. Aug. 1838 / zu Hausberge / gest. 5. Dez. 1912 / zu Berlin“.¹¹ 1992 erfolgte mit Sondergenehmigung der Stadt eine weitere Bestattung eines Familienmitglieds in Form der Urnenbeisetzung von Otto Michelsohn unter einer Bodenplatte am östlichen Ende des Friedhofs. Zu diesem Zeitpunkt wurden im Hausberger Teil auch zwei weitere Tafeln eingefügt mit Hinweisen auf das Schicksal der im Dritten Reich Ermordeten, u. a. die schlichte Bodenplatte, mit der Max und Frieda Michelsohn, die „im November 1943 im KZ umgekommen“ sind, gedacht wird (Abb. 5). Sie sind wichtige Hinweise auf das unbeschreiblich grausame Ende der jüdischen Gemeinden in Deutschland durch Vernichtung ihrer Mitglieder in den Konzentrationslagern.¹²



3 Hausberger Teil des Friedhofs mit Grabstelen aus Porta-Sandstein. Foto 2021.



4 Mindener Teil des Friedhofs. Foto 2021.

Pflege, Erforschung und Dokumentation durch die Schul-AG der Gesamtschule Porta Westfalica

Erst 2008 wurde der Friedhof in die Denkmalliste der Stadt Porta Westfalica eingetragen und 2012, wie schon erwähnt, der Denkmalwert noch einmal präzisiert. Schon 2007 hatte die Schul-AG „Jüdischer Friedhof Hausberge“ der Gesamtschule Porta Westfalica unter der Leitung des Lehrers Karl-Wilfried Pultke offiziell die Patenschaft für den Friedhof übernommen. Seit 2008 pflegt und dokumentiert die AG, deren Zusammensetzung sich im Laufe der Jahre naturgemäß immer wieder verändert hat, ihn kontinuierlich.¹³ Es handelt sich um Schüler aus den Jahrgangsstufen 8–10 und auch der Oberstufe, die sich im Rahmen der Unterrichtsfächer Gesellschaftslehre und Religion mit dem Friedhof beschäftigen. Fachlich wird die AG durch den Ortsheimatpfleger von Hausberge, den Kreisheimatpfleger des Kreises Minden Lübbecke, die Jüdische Kultusgemeinde Minden und die Stadt Porta Westfalica unterstützt.

2008 wurde das Projekt erstmals von „denkmal aktiv – Kulturerbe macht Schule“, dem Schulprogramm der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (DSD), gefördert. In der Projektbeschreibung heißt es: „Inhalt und Ziel des Projektes ist, die Geschichte des Friedhofs ‚professionell‘ also auch baugeschichtlich, mit einer Schüler-AG für die Öffentlichkeit unter Einbeziehung außerschulischer Partner aufzubereiten und zu präsentieren [...] Verankert werden soll auch eine dauerhafte Pflege der Anlage durch die Stadt und die Schule im Rahmen

ihrer Möglichkeiten, z.B. Klassenpatenschaften“.¹⁴ Die Schul-AG hat es sich zur Aufgabe gemacht, den jüdischen Friedhof Hausberge als letztem sichtbaren Ort der Erinnerung und des Gedenkens an die Hausberger und Mindener Jüdinnen und Juden zu pflegen, zu erforschen und zu bewahren. Er ist für sie ein Ort des Lernens und der Besinnung gerade auch vor dem Hintergrund des aktuell zunehmenden Antisemitismus und des Fremdenhasses in Deutschland. Neben der kontinuierlichen Pflege der Grünanlagen wurde von ihr seit 2012 die Sanierung des Mausoleums M. W. Michelsohn



5 Gedenkplatte für „Max und Frieda Michelsohn im November 1943 im KZ umgekommen“, 1992 auf dem Friedhof verlegt. Foto 2020.



6 Die Schul-AG „Jüdischer Friedhof Hausberge“ der Gesamtschule Porta Westfalica im Einsatz.

vorbereitet: zunächst befreite die Schul-AG den Bau vom Efeubewuchs. Anschließend wurden die notwendigen Sanierungsmaßnahmen mit Beratung durch die Untere Denkmalbehörde Porta Westfalica und die LWL-DLBW ermittelt und entsprechende Angebote eingeholt, um Fördergelder beantragen zu können.

2015 förderte die DSD schließlich die Restaurierung mit 10.000 Euro, der Anteil aus dem Etat der Stadt Porta Westfalica betrug 1.000 Euro und die restlichen 9.000 Euro stammten aus privaten Spenden, die von den Schülerinnen und Schülern eingeworben wurden. Der ausführende Steinmetzmeister und staatlich geprüfte Baudenkmalpfleger Christian Kröger aus Löhne verfügte das Sandsteinmauerwerk neu, reinigte den Zementputz mit Wasserdampf, sanierte die Putzrisse und die Eisengitter und setzte sie mit V4A-Stiften erneut in den Sandstein ein.

Zuletzt erfolgte 2019/20 mit Unterstützung des Fördervereins der Gesamtschule Porta, der Stadt Porta Westfalica, der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und dem Steinheim-Institut Essen die digitale Dokumentation der Grabmale. Das Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte ist an der Universität Duisburg-Essen angesiedelt und ist führend in der Dokumentation und Erforschung jüdischer Friedhöfe sowie der Erschließung hebräischer Inschriften. Es erfasst die Inschriften jüdischer Grabsteine in seiner epigraphischen Datenbank „epidat“. Die 144 Grabmonumente des Hausberger

Friedhofs wurden von den Schülern aus Porta Westfalica zunächst fotografiert und kartiert. Anschließend wurden diese Daten vom Steinheim-Institut in die Datenbank aufgenommen und alle hebräischen Inschriften, deren deutsche Übersetzung sich häufig auch auf der Rückseite der Grabsteine finden, übersetzt.¹⁵

Die Dokumentation der Inschriften ist besonders wichtig vor dem Hintergrund der zunehmenden Gefahr ihres Verlustes durch Verwitterung. Der 2020 von der Schul-AG verfasste Führer zur Geschichte der Begräbnisstätte „Der jüdische Friedhof Hausberge – Kulturdenkmal in Worten und Bildern“ liefert Informationen zur Geschichte und Bedeutung des Friedhofes.¹⁶ Diese Informationen finden sich neuerdings auch auf zwei großen Tafeln in der Mitte des Friedhofs. Sie sind zugleich ein Zeugnis des beachtlichen Projekts der Schüler (Abb. 6).

Anmerkungen

- 1 Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Teil III: Regierungsbezirk Detmold. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen Bd. 1.1. Köln 1998, S. 414.
- 2 Karl-Wilhelm Röhs, Der Friedhof der Mindener Juden bei der Porta Westfalica, in: Der Minden-Ravensberger 63, 1991, S. 135–136.
- 3 Pracht-Jörns (wie Anm. 1) S. 401.
- 4 Barbara Pankoke, Nach den Bülden 23 / Erikaweg, Jüdischer Friedhof, in: Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen

Bd. 50: Stadt Minden Teil V: Minden außerhalb der Stadtmauern. Essen 1998, S. 192–196.

5 Hier sei nur auf die Mindener mittelalterlichen Kirchen und den Mindener Festungsbau sowie den Bau des Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica aus Porta-Sandstein beispielhaft hingewiesen.

6 Pracht-Jörns (wie Anm. 1) S. 16–17.

7 Ebd. S. 413.

8 Ebd. S. 19.

9 Objektakte LWL-DLBW: Porta Westfalica, Kempstraße, Jüdischer Friedhof Hausberge.

10 Pankoke (wie Anm. 4) S. 372–389; dies., Der weinende Engel – Die Grabmäler, in: Christiane Orzschig, Die Liebsten ruhn schon lange. Der alte Friedhof in Minden. Bielefeld 1998, S. 68–91.

11 Vergleiche z. B. das klassizistische Mausoleum auf dem Friedhof in Rheda für die fürstliche Familie zu Bentheim-Tecklenburg von 1830.

12 Elfi Pracht-Jörns (wie Anm. 1) S. 17.

13 <http://www.juedischer-friedhof-hausberge.de/home.html>.

14 <https://denkmal-aktiv.de/schulprojekte/archiv/schulen-2008/gesamtschule-porta-westfalica/>.

15 <http://www.steinheim-institut.de/wiki/index.php/Hauptseite>.

16 Der jüdische Friedhof Hausberge-Kulturdenkmal in Worten und Bildern, verfasst von der Schul-AG „Jüdischer Friedhof Hausberge“ mit Karl-Wilfried Pultke. [o. O.] 2020. Dank gilt Gertrud Schlüter aus Dehme, die Barbara Pankoke die Broschüre zukommen ließ und ihr dadurch den Anstoß zu diesem Bericht gab.

Bildnachweis

1, 3–4 LWL-DLBW/Dülberg. | 2 Schul-AG „Jüdischer Friedhof Hausberge“. | 5 LWL-DLBW/Pankoke. | 6 Karl-Wilfried Pultke.

Denis Kretzschmar

Die figürliche Darstellung am Chorkapellenportal der St. Lamberti-Kirche in Münster

Zum engagierten Umgang der katholischen Pfarrgemeinde mit einem unbequemen Erbe

Am sogenannten südlichen Chorkapellenportal der überregional bedeutenden, spätgotischen Hallenkirche St. Lamberti befinden sich als Bauschmuck die Personifikationen der Ekklesia und Synagoge. Als Sinnbild des über das Judentum triumphierenden Christentums ist dieses insbesondere im Mittelalter im Kathedralbau gängige Motiv in der Gegenwart aus verständlichen Gründen irritierend, gar verstörend. Diese Darstellung fordert die heutigen aufmerksamen Betrachter zur kritischen Auseinandersetzung auf. Dieser Aufgabe widmete sich die Kirchengemeinde in den vergangenen Jahren mit großem Engagement. Durch einen interreligiösen Dialog und unterschiedliche Vermittlungsformen wurde ein vielschichtiger Umgang gefunden, der beispielhaft ist und im Folgenden dargelegt werden soll.

Der um 1900 geschaffene Skulpturenzyklus an St. Lamberti

Der Bauschmuck an St. Lamberti ist im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert im Rahmen von umfassenden Restaurierungsmaßnahmen im überwiegenden Umfang aus dem Teutoburger Sandstein erneuert worden, der gegenüber dem hergebrachten Baumberger Sandstein witterungsbeständiger ist (Abb. 1–2). Vielfach wurden die verwitterten, mittelalterlichen Vorläufer durch mehr oder weniger getreue Kopien ersetzt. Dort, wo noch Leerstellen vorhanden waren, was vor allem auf die an den Strebepfeilern umlaufenden Kon-

solfiguren unter den Baldachinen und die Gewändeskulpturen an den Portalen zutraf, wurden Neuschöpfungen angefertigt. Der insbesondere von 1905 bis 1913 neu geschaffene, dem Stil der späten Neugotik verpflichtete Figurenschmuck/Skulpturenzyklus bezog sich auf lokale und mit dem mittelalterlichen Kaiserreich assoziierte Heilige sowie auf die Kulturnation verweisende Sinnbilder, wie dies bei den Evangelisten am Turmportal der Westfassade der Fall ist, wo die Lukasfigur die Gesichtszüge Johann Wolfgang von Goethes und jene des Johannes die von Friedrich Schiller aufweisen.¹ Aus diesen Gründen verwundert es nicht, dass am Chorkapellenportal der Südfassade mit der Dar-



1 Münster, kath. Stadt- und Marktkirche St. Lamberti.
Foto 2021.

stellung der Ekklesia und Synagoge ein Bezug zur Kathedrale in Straßburg genommen wurde, die damals mit dem erneuten Anschluss des Elsass von Frankreich an das deutsche Kaiserreich im Jahre 1870/71 aus Gründen der politischen Opportunität als nationales Kulturgut zur Schau gestellt werden sollte. Darüber hinaus legte jüngst die Münsteraner Theologin Marie-Theres Wacker dar, dass es im katholisch-theologischen Umfeld um 1900 eine Geisteshaltung gab, die einem solch gearteten Antijudaismus Vorschub leistete.² So sind die überwiegende Zahl der Strebepfeilerfiguren, der Gewändefiguren und vor allem das Bildprogramm am Chorkapellenportal (um 1425) der Südfassade (Abb. 3) im Rahmen der zu diesem Zeitpunkt fortgeführten Restaurierungen erstellt worden. Regierungsbaurat Hilger Hertel der Jüngere übernahm in der Nachfolge seines Vaters, des Diözesanbaumeisters Hilger Hertel, die Bauleitung im Auftrag von Pfarrer Bernhard Mür. Der Bildhauer Wilhelm Bolte schuf 1912 jene Skulpturen im Tympanon (Abb. 4).

Dargestellt ist der mit der Dornenkrone bekrönte und mit gebundenen Händen gezeißelte Christus mit vorweggenommener Seitenwunde der Kreuzigung. Dieser wird von Johannes dem Evangelisten und Johannes dem Täufer, der auf ein Medaillon mit dem Lamm Gottes verweist, flankiert. Des Weiteren sind im Gewände links Ekklesia und rechts Synagoge platziert. Sie wurden an St. Lamberti ohne lokales Vorbild als Bildprogramm ausgewählt. Vielmehr dienten hier in Münster für die Darstellung der flankierenden Gewändefiguren die Ekklesia und Synagoge der südlichen Querhausfassade des Straßburger Münsters aus dem 13. Jahrhundert als unmittelbares Vorbild.³ Die jeweilige Darstellung mit Attributen entspricht dem gängigen Typus, wonach Ekklesia als weibliche Gestalt in langem Gewand mit Krone, Kelch und Kreuzesfahne dargestellt wurde. Ekklesia empfängt im Kelch das Blut aus der Seitenwunde Christi, während die Synagoge sich abwendet. Die Personifikation der Synagoge wurde seit dem 13. Jahrhundert mit gesenktem Kopf, verbundenen Augen, der zerbrochenen Lanze und der aus den Händen gleitenden Thorarolle oder an anderer Stelle mit Gesetzestafeln dargestellt. Die Synagoge repräsentierte den aus Sicht der Christen überwundenen alten Bund und Ekklesia den durch die Menschwerdung Christi und die Kreuzigung als Erlösungsversprechen an die Menschheit neuen mit Gott geschlossenen Bund.⁴ So sollte mit den zu Bruch gegangenen Attributen der Synagoge das Überwundene und durch die verbundenen Augen und dem Abwenden von Gott die aus Sicht des damaligen Christentums mangelnde Einsicht des Judentums bildlich dargestellt werden, dass Christus als Gottes Sohn bereits der ersehnte Messias gewesen sei.

Jüdisch-christlicher Dialog zur kritischen Auseinandersetzung mit dem unbequemen Erbe

Im Jahre 2016 wurde eine interreligiöse Gesprächsgruppe der katholischen Pfarrgemeinde St. Lamberti und der jüdischen Gemeinde Münster gebildet, aus der ein gemeinsamer Kommentartext zu den Figuren von Ekklesia und Synagoge hervorgegangen ist, der als Tafelinschrift rechts vom Portal im Oktober desselben Jahres angebracht wurde (Abb. 5). Diese Tafel erklärt das Dargestellte und formuliert zugleich den klaren Standpunkt, wonach festgestellt wird: „Durch solche und ähnliche figürliche Gegenüberstellungen von Ecclesia und Synagoga wurden Juden von Christen über Jahrhunderte auf schmerzliche Weise herabgewürdigt. Im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils distanziert sich die Kirche heute von dieser antijüdischen Sichtweise. Die katholische Kirchengemeinde St. Lamberti setzt sich gemeinsam mit

der jüdischen Gemeinde Münster dafür ein, dass Würde und Rechte aller Menschen gewahrt werden.“ Darüber hinaus wurden weitergehende Erläuterungen auch ins Internet gestellt, wozu es einen Hinweis auf der Tafel gibt.⁵

Anlass für die gemeinsame Erstellung der Informationstafel war eine Vortragsveranstaltung, bei der Bischof Felix Genn im November 2015 in der Münsteraner Synagoge über die Bedeutung der Erklärung von „Nostra Aetate“ über das Verhältnis zu den nicht christlichen Religionen 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils vorgetragen hatte. Dem schloss sich ein Beitrag von Marie-Theres Wacker an, der sich auch mit der herabwürdigenden Darstellung der Synagoge und der über sie triumphierenden Kirche an dem Chorkapellenportal von St. Lamberti und an anderen Beispielen auseinandersetzte. Dieser kritische Beitrag muss als Initialzündung verstanden werden, dem die weiteren Schritte folgten.⁶

Zeitgenössische Kunst als Kontrapunkt zum unbequemen Erbe

Dieser offensiven Auseinandersetzung mit der Ekklesia und Synagoge-Darstellung folgte der aktuelle Entwurf eines auf die gemeinsamen Wurzeln des Juden- und Christentums eingehenden Kunstwerkes. Im Mai des Jahres 2020 führte die Pfarrgemeinde einen Wettbewerb durch, der die

künstlerische Gestaltung einer Glasschiebetür und des darüber befindlichen Oberlichtes der neugotischen, hölzernen Portaltür am entgegengesetzten westlichen Hauptportal der Südfassade zur Entscheidung bringen sollte. Mit dem Entwurf „L'OR – ZUM LICHT“ des Künstlers René Blättermann setzte sich schließlich der im Wettbewerb zweitplatzierte Entwurf für das Glaskunstwerk durch, der innerhalb der Pfarrgemeinde auf große Resonanz stieß (Abb. 6). Im November 2021 wurde die Glastür eingebaut, nachdem im August 2021 eine erste Ausführung des Glaskunstwerks beim Einbau zersprungen war.

Mit René Blättermann wurde ein Künstler für diese Aufgabe gewonnen, der von seiner Biographie und seinem künstlerischen Schaffen her geradezu prädestiniert für die Umsetzung eines Glaskunstwerks ist, das die gemeinsamen Wurzeln des Judentums und des Christentums als verbindendes Moment aufzeigt. Der in Berlin im Jahre 1951 geborene, in Bad Kreuznach aufgewachsene und heute in der Umgebung von Lübeck ansässige Künstler wurde in eine christlich-jüdische Familie hineingeboren, was sein künstlerisches Werk in den vergangenen Jahrzehnten maßgeblich beeinflusst hat. Insbesondere das Zusammenbringen religiöser Symbole und Schriftzeichen in Verbindung mit einem vielfältigen und intensiven Farbspektrum zeichnen ihn als künstlerischen Botschafter von jüdisch-christlicher Kultur und Religion sowie interreligiösem Dialog aus.⁷



2 Restaurierungsmaßnahmen an St. Lamberti im 19. Jahrhundert mit der Bauhütte im Vordergrund. Foto 1889.

René Blättermann gibt dem Kunstwerk, das durch die Glasfirma Derix/Tausenstein umgesetzt wurde, den aus dem Psalm David 36.10 „Denn bei dir ist die Quelle des Lebens, in deinem Lichte schauen wir das Licht“ abgeleiteten Titel „L'OR – ZUM LICHT“. Er formulierte in einem das Kunstwerk erläuternden Text aus, dass um die zentrale Darstellung des göttlichen Lichtes ein Kranz mit zwölf gegenständlichen Symbolen angeordnet ist, die das Judentum und das Christentum prägende alttestamentliche Bezüge herstellen, so wie auch ihre symbolische Anzahl das Irdische und Himmlische zur Vollkommenheit verbindet.

Das im Werkstitel genannte Licht offenbart sich als zentrale gelb-goldene Fläche, die auf der Glasfläche nach außen hin in orange und rote Farbtöne verläuft und schließlich in eine rote Fläche übergeht. In diesen ineinanderfließenden Übergangsbereichen sind kranzförmig angeordnet Tiere, Pflanzen und Gegenstände auszumachen. Vereinzelt sind hier auch ins Blaue und Grüne gehende Farbtupfer edelsteingleich eingebracht. Diese organischen Formen gehen auf eine Fotografie des Taufwasserbeckens zurück, dessen Reflektionen für die Komposition die Grundlage bilden.

Ferner wurde am Portal ein QR-Code angebracht, der die Interpretation des Kunstwerks und der einzelnen Symbole digital hinterlegt und recherchierbar macht. Die Bildmotive des Kranzes sind von unten links beginnend und im Uhrzeigersinn fortlaufend: 1) Ein Werkstein mit Ornament als

Bauteil des ehemaligen jüdischen Tempelbaus in Jerusalem. 2) Ein Hirsch, der für Schönheit und Lebenskraft steht. 3) Ein Lebensbaum/Spross, der auf die Wurzel Jesse bzw. den Stammbaum Jesu verweist. 4) Ein Vogel als Symbol der Freiheit und des Himmels. 5) Eine Krone, welche für die königlichen Stammväter (wie z. B. David und Salomon) und deren Weisheit und Erhabenheit steht. 6) Der siebenarmige Leuchter „Menora“ als Erinnerung an den Tempel und als weiteres Symbol des Lichtes und Lebens. 7) Der Krummstab des Bischofs Lambertus mit dem Brauchtum des dem Heiligen und Kirchenpatron am 17. September gewidmeten Laternen- und Singspiels. 8) Ein Palmzweig/Palmwedel als Willkommenssymbol mit dem im Alten Testament genannten Tempelschmuck und dem Einzug Jesu nach Jerusalem im Neuen Testament. 9) Die eherne Schlange wiederum als typologisches Vorbild des Alten Testaments für die Kreuzigung Christi im Neuen Testament. 10) Der hebräische Buchstabe Ajin mit der sinngemäßen Bedeutung von „Auge“ sowie als Vorläufer des griechischen Buchstaben Omega. 11) Eine Feder als Symbol der geflügelten Cherubime, die im Tempel das Allerheiligste, die Bundeslade, flankierten. 12) Ein Bündel Weinreben als weiteres Sinnbild des Lebens.⁸ Mit der Darstellung von einem Spross und einer für den König David und andere aus der Dynastie stehenden Krone sind in Blättermanns Kunstwerk Bezüge zu dem über dem Portal als Bildhauerarbeit dargestellten alttestamentlichen Wurzel Jesse-Motiv hergestellt (Abb. 7). Die auf die



3 Südfassade der St. Lambertikirche. Foto 2021.



4 Das Chorkapellenportal mit der figürlichen Darstellung der Ekklesia und Synagoge im Gewände sowie dem zentralen Motiv des gegeißelten Christus. Foto 2021.

Stammväter zurückgehenden Vorfahren Jesu, welche an St. Lamberti über Abraham bis hin zu Adam und Eva zurückgeführt werden, ordnen sich im Tympanon oberhalb des liegenden Stammvaters Jesse an den Ästen und Verzweigungen an. Auch im Gewände beziehen sich die Figuren auf viele Generationen. Oberhalb wird das Gesamtmotiv von Christus als Weltenherrscher und Maria mit Jesuskind bekrönt.⁹

Das westliche Hauptportal von St. Lamberti ist nach 1503 in die um 1450 erbaute Südfassade des Langhauses eingefügt worden. 1912 bis 1913 wurde dort die Wurzel Jesse aufgrund der Witterungsschäden als weitgehend werkgetreue Kopie erneuert und das Original eingelagert. Als Bildhauer waren hierfür August Schmiemann und in

der weiteren Überarbeitung Anton Rüller verantwortlich. Die äußeren Portalfiguren sind als Neuschöpfungen ebenfalls von Rüller und die größeren Statuen des Portalgewändes von Wilhelm Bolte geschaffen worden.¹⁰

So wird durch das zeitgenössische Kunstwerk René Blättermanns am westlichen Hauptportal der Südfassade das Verbindende in den Vordergrund gestellt und dadurch auch ein zeitgenössischer Kontrapunkt zu der am östlichen Chorkapellenportal befindlichen ausgrenzenden Darstellung der Synagoge herbeigeführt. Zu den Bildmotiven des Kunstwerks wurde im Herbst 2021 eine Predigtreihe veranstaltet sowie am Tag des offenen Denkmals die Gesamthematik der beiden Portale einer interessierten Öffentlichkeit vorgestellt.

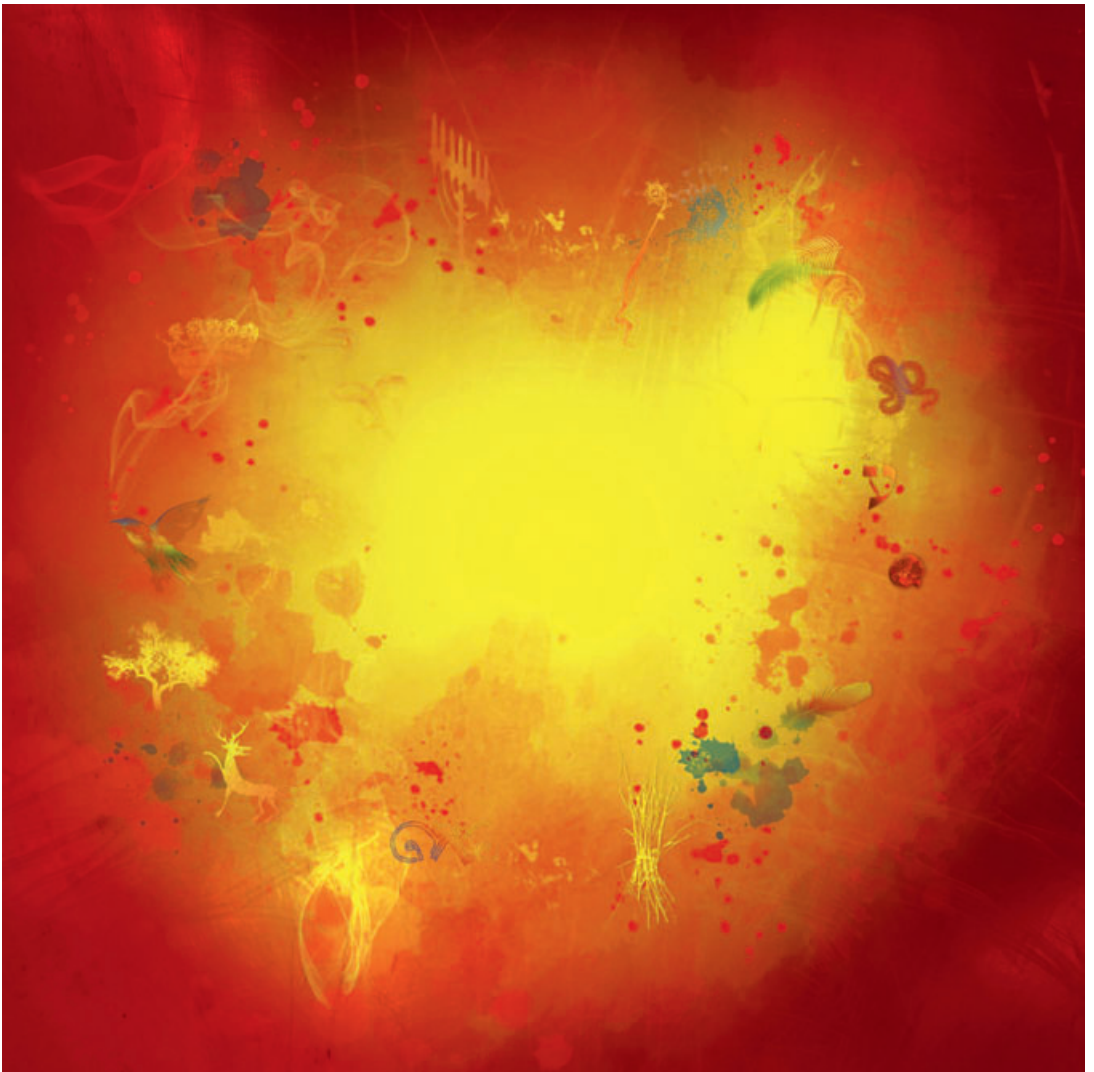


5 Die seitlich des Chorkapellenportals angebrachte Erläuterungstafel. Foto 2021.

Dialogkultur im denkmalrechtlichen Erlaubnisverfahren

Im denkmalrechtlichen Erlaubnisverfahren ging es nun darum, von Seiten der städtischen Denkmalbehörde und der Praktischen Denkmalpflege des LWL zu prüfen, ob das Glaskunstwerk vor allem durch die intensive Farbwahl das Erscheinungsbild der Südfassade beeinträchtigen würde und durch einen eventuellen Einbau denkmalunverträgliche Eingriffe in die historische Bausubstanz notwendig werden würden. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass die katholische St. Lamberti-Kirche denkmalrechtlich sowohl als Einzeldenkmal seit dem 4. August 1987 in die Denkmalliste eingetragen ist, als auch im Rahmen der den Ensembleschutz regelnden Denkmalsbereichssatzung „Prinzipalmarkt Münster“ vom 21. Mai 1997 als Schutzgut definiert ist.

Zur Klärung dieser Aspekte fanden verschiedene Ortstermine in unterschiedlicher Zusammensetzung statt. So war es Pfarrer und Domkapitular Hans-Bernd Köppen und dem planenden Archi-



6 Digitaler Entwurf des Glaskunstwerks „L'OR – ZUM LICHT“ von René Blättermann.



7 Das Wurzel Jesse-Motiv am südlichen Hauptportal. Foto 2021.

tekturbüro Ubbenhorst & Partner/Münster wichtig, dass sowohl Experten für Kunst, Städtebau, Architektur, Architekturgeschichte und Denkmalpflege als auch Gemeindemitglieder an dem Diskurs beteiligt wurden. Dieser Aufwand wurde nicht zuletzt deshalb unternommen, da allen Beteiligten bewusst war, dass die Stadt- und Marktkirche St. Lamberti zu den herausragenden Schöpfungen der Spätgotik in Westfalen zählt, für das Selbstverständnis der Stadt zu den Wahrzeichen gehört und dem Kirchenbau als nördlichem Abschluss des Prinzipalmarktes auch eine außerordentliche städtebauliche Bedeutung zukommt.

Die substanziellen Eingriffe betrafen den neugotischen Windfang, der lediglich um 30 cm weiter nach innen versetzt wurde, damit im Zwischenraum zwischen Außenwand und Windfang die automatische Glasschiebetür installiert werden konnte. Zudem wurde an einer Seite des Windfangs eine Automatiktür aus Gründen der Barrierefreiheit eingebaut. An den beiden ebenfalls neugotisch gestalteten, hölzernen Portaltürflügeln mit Oberlicht war kein Eingriff nötig, da diese weiterhin nach den Kirchenöffnungszeiten verschlossen werden.

Das, was die Kirchengemeinde neben der symbolträchtigen Themenwahl der künstlerischen Darlegung der verbindenden Elemente zwischen Judentum und Christentum außerdem für das Kunstwerk einnahm, war die in den Kirchenvorplatz und die Achse des Prinzipalmarktes gewollt

als Einladung in den Kirchenraum wirkende Farbgebung eines intensiven Gelb und Rot. Genau dieser Umstand des Einsatzes intensiver Farbtöne wurde wiederum von den Denkmalbehörden als kritisch angesehen, da ausgeschlossen werden sollte, dass die Südfassade mit dem Hauptportal des Kirchengebäudes einen zu starken, die Aufmerksamkeit auf sich lenkenden, neuen Fixpunkt erhalten würde.

In die Diskussion und die Abwägungen wurde auch der Aspekt eingebracht, dass mit dem Ende der täglichen Öffnungszeiten des Sakralraums nur noch das farblich neu gestaltete Oberlicht durchgehend sichtbar bliebe. Für die Stadt Münster kam außerdem der Prüfauftrag im Rahmen der Altstadtsatzung hinzu, wonach in den allgemeinen Gestaltungsgrundsätzen unter dem §3 festgelegt ist, dass grelle Farben grundsätzlich ausgeschlossen sind. Zugleich soll jedoch durch die Gestaltungssatzung auch der Rahmen für die Entfaltung künstlerischer Tätigkeit gesetzt werden.

Im weiteren Verlauf der Abstimmungsgespräche sowie der Bemusterung unterschiedlicher Nuancen der Farbgebung der Glasscheiben, wurde eine farbliche Abstufung gefunden, die für die Denkmalpflege akzeptabel war, da diese Farbe nicht mehr als „grell“ zu bezeichnen ist, sondern sich, wie im Werkstitel „L'OR – ZUM LICHT“ enthalten, mehr als Gold wahrzunehmen sein wird und auch das Rot des äußeren Bereiches abgemildert wurde (Abb. 8).



8 Das Hauptportal der Südfassade mit dem Musterstück der Glasschiebetür des Glaskunstwerks „L'OR –ZUM LICHT“. Foto 2020.

Fazit

Es gibt gute Gründe dafür, unbequeme Denkmäler oder Teile von Denkmälern auch im öffentlichen Raum in ihrem historischen und baulichen Kontext zu erhalten. So bleiben sie als historisches, künstlerisches und handwerkliches Zeugnis ihrer Zeit erhalten. Sie lassen sich dadurch auch weiterhin als authentisches Kulturgut befragen sowie studieren und erfüllen darüber hinaus einen bedeutenden Beitrag für die Gegenwart, indem sie zur kritischen Auseinandersetzung auffordern, an der auch die Wertsetzungen unserer Zeit geschärft werden können. Nur was sichtbar bleibt und nicht unter den Teppich der Geschichte gekehrt wird, kann

auch zukünftig von einem aktiven Nutzen für unsere Gesellschaft sein.

Dazu braucht es jedoch auch verschiedene Strategien, die eine solche kritische Auseinandersetzung befördern. Dieses Bewusstmachen kann, wie das gelungene Beispiel an St. Lamberti zeigt, über mehrere Wege herbeigeführt werden. So können Informationstafeln, Kunstwerke als Kontrapunkte und unterschiedliche digitale und analoge Vermittlungsformate eine solche Aufarbeitung befördern. Zugleich ist es gesamtgesellschaftlich auch von Bedeutung, dass dort, wo Herabwürdigungen und Verletzungen entstehen können, Betroffene in die Erarbeitung solcher Konzepte eingebunden werden.¹¹

Anmerkungen

- 1 Lukas Speckmann, Der Geheimrat grüßt vom Westportal. Anton Rüller verewigte Goethe als Evangelisten Lukas, in: Münsterischer Anzeiger vom 31.12.1999.
- 2 Marie-Theres Wacker, Ecclesia und Synagoga im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Münster 2018 (2. korr. Aufl.; Privatdruck der Franz Delitzsch-Gesellschaft Münster, zu beziehen über das Institutum Judaicum der Universität Münster), S. 13–19.
- 3 Hans Josef Böker, Die Marktpfarrkirche St. Lamberti zu Münster, in: Die Bau- und Restaurierungsgeschichte einer spätgotischen Stadtkirche. Bonn 1989, hier insbesondere S. 149–159. 170; Georg Dehio. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Nordrhein-Westfalen II: Westfalen. München 2011, S. 734–738.
- 4 Hannelore Sachs / Ernst Badstübner / Helga Neumann, Erklärendes Wörterbuch zur Christlichen Kunst. Hanau [o. J.], S. 109–111.
- 5 <https://www.st-lamberti.de>.
- 6 Johannes Loy: „Steine des Anstoßes“ in neuem Licht – St. Lamberti-Kirche erklärt umstrittene „Ecclesia und Synagoga“-Darstellung, Westfälische Nachrichten vom 8.10.2016, <https://www.wn.de/Muenster/Kultur/2016/10/2561204-St.-Lamberti-Kirche-Tafel-erklaert-umstrittene-Ecclesia-und-Synagoga-Darstellung-Steine-des-Anstosses-in-neuem-Licht> (abgerufen: 6.1.2021); Till Leckebusch, St. Lamberti setzt Zeichen gegen anti-jüdische Einstellung. Münster Journal vom 11.10.2016, [\[journal.de/2016/10/st-lamberti-setzt-zeichen-gegen-antijuedische-einstellung/\]\(https://muensterjournal.de/2016/10/st-lamberti-setzt-zeichen-gegen-antijuedische-einstellung/\) \(abgerufen: 6.1. 2021\); Wacker \(wie Anm. 2\) S. 74–75; <https://www.sanktlamberti.de/sankt-lamberti/kirchen-2/st-lamberti/die-synagoga/> \(abgerufen: 5.1.2021\).](https://muenster-

</div>
<div data-bbox=)

- 7 Internetpräsentation von Derix-Glasstudio/Taunusstein, <https://www.derix.com/rene-blaettermann/> (abgerufen: 15.12.2020); Martin Köhler, Bad Kreuznach Kunst aus Glas – In der Derix-Werkstatt entstehen derzeit Fenster für die Synagoge. Jüdische Allgemeine vom 2.1.2017, <https://www.juedische-allgemeine.de/unsere-woche/kunst-aus-glas/> (abgerufen: 15.12.2020); <http://www.graphikpage.de/INTENTION.html> (abgerufen: 15.12.2020).
- 8 René Blättermann, Zum Licht. Ein Glaskunstwerk für die Sankt Lamberti Kirche Münster, Entwurfsbeschreibung des Künstlers [o. O. o. J.].
- 9 Sachs/Badstübner/Neumann (wie Anm. 4) S. 371–372.
- 10 Böker (wie Anm. 3) hier besonders S. 92–95. 149–159. 170; Dehio (wie Anm. 3) S. 734–738.
- 11 Marie-Theres Wacker kommt bezüglich des Umgangs und der angemessenen Vermittlungsstrategien mit einer theologischen Argumentation zu den gleichen Schlussfolgerungen; siehe dazu: Wacker (wie Anm. 2) S. 73–77.

Bildnachweis

- 1, 3–5, 7 LWL-DLBW/Kretzschmar. | 2 LWL-DLBW/Ludorff. | 6 René Blättermann. | 8 LWL-DLBW/Siebe.

Neuerwerbungen der Bibliothek in Auswahl

Bundesministerium des Innern,
für Bau und Heimat (Hg.), 70 Jahre
Kunst am Bau in Deutschland.

Berlin 2020. ISBN 978-3-422-98617-6.

Bundesministerium des Innern, für Bau
und Heimat (Hg.), Kunst am Bau in der
DDR. Gesellschaftlicher Auftrag, poli-
tische Funktion, stadtgestalterische
Aufgabe. Symposium „Kunst am Bau
in der DDR – gesellschaftlicher Auftrag,
politische Funktion, stadtgestalterische
Aufgabe“ am 24.1.2020 in der Akade-
mie der Künste, Berlin.

Berlin 2020. ISBN 978-3-422-98606-0



Schon die Weimarer Reichsverfassung sowie ein späterer Runderlass sahen vor, bei öffentlichen Bauten Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten für bildende Kunstschaffende zu ermöglichen. 1950 wurde diese Verpflichtung, mindestens 1 bis 2 Prozent der Bausumme bei öffentlichen Bauaufträgen für die „Kunst am Bau“ vorzusehen, fast zeitgleich von beiden deutschen Staaten wiederaufgenommen. Diese Selbstverpflichtung jährte sich im Jahr 2020 zum 70. Mal und wurde mit einem Symposium und den beiden oben genannten Jubiläumsschriften begangen. Vorge stellt werden ausgewählte Kunstwerke im histo- rischen Kontext von Gründung, Wiederaufbau und Wiedervereinigung bis in die heutige Zeit. Umfangreiche Abbildungen illustrieren die Pub- likation; ein „Register der Kunst am Bau-Pro- jekte“ und eines der „Künstler*innen und Archi- tekt*innen“ erschließt sie.

Bertram Schulin, Taufbecken in
Deutschland. Form und Ikonographie.

Münster 2021. ISBN 978-3-402-24768-6



In Deutschland gibt es etwa 45.000 Taufbecken aus Stein, Metall und Holz in katholischen und evan- gelischen Kirchengebäuden. Obwohl sie zu den wichtigsten Ausstattungsstücken in den christ- lichen Kirchen zählen, interessiert sich erst seit kurzer Zeit ein breiteres Publikum für diese Ob- jekte. Ausstehend war bislang eine Überblicks- darstellung über die „Taufbecken-Landschaft“ in Deutschland. Anhand von etwa 600 Taufbecken soll unter den Aspekten Form und Ikonologie ein erster zeitlicher und regional strukturierter Über- blick gegeben werden. Die Publikation ist mit zahl- reichen Farbfotos ausgestattet und beinhaltet darüber hinaus ein Orts-, Künstler- und Literatur- verzeichnis.

Natascha Meuser (Hg.), Theorie der Innenarchitektur. Quellentexte zum Raumverständnis der Moderne. Berlin 2020. ISBN 978-3-86922-291-2



„Die Menschen wohnen in Schubladen. Vier Finger breit trennt Lebewesen [...]. Sie hören sich gegenseitig [...] sie stören sich gegenseitig. Ein Menschenschrank.“ So beschreibt Kurt Tucholsky im Jahr 1924 das Zusammenleben in einem Mietshaus. Die chronologisch geordneten Texte beschäftigen sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit Kriterien und Aspekten der Innenarchitektur als architektonischem Raum. Beginnend im 18. Jahrhundert mit Goethe spannt sich der Bogen über Gottfried Semper (1854), Martin Gropius (1868), Adolf Loos (1898), Richard Riemerschmid (1922), Le Corbusier (1923), Josef Frank (1931) und weiteren bis zu Iwan Scholtowski (1955). Als privater Wohn-Bereich oft nicht im Mittelpunkt des Interesses, lassen sich gerade im Wandel der Innenarchitektur die sozialen und kulturellen Tendenzen und Probleme ihrer Zeit ablesen. Meuser zeigt mit der Textauswahl den historisch-gesellschaftlichen Kontext von Innenarchitektur, deren Struktur früher auf sich ändernde gesellschaftliche Anforderungen reagieren kann als es der Architektur möglich ist.

Formation continue NIKE/BAK/ICOMOS (Hg.), Digiarch 2021. Kulturerbe im digitalen Zeitalter. Schriftenreihe zur Kulturgüter-Erhaltung Bd. 7. Basel 2021. ISBN 978-3-7965-4304-3



Der Tagungsband enthält die Beiträge der gleichnamigen, virtuell durchgeführten Tagung am 24. März 2021, die auch vor dem Hintergrund der Corona-Krise einen komprimierten Überblick über Möglichkeiten und Risiken der Digitalisierung im Kulturbereich gibt. Der Schwerpunkt „Digital kreieren“ beschäftigt sich u. a. mit dem Verhältnis von Original und Digitalisat: Wie verändert die Digitalisierung unsere Wahrnehmung des kulturellen Erbes? Verzerrt oder zementiert die Auswahl der zu digitalisierenden Objekte den kulturellen Kanon? Werden Urheber- und Nutzungsrechte gewahrt? „Digital strukturieren“ zeigt Methoden des Datenmanagements, der Datensicherung, vor allem aber des (Wieder)Findens und der Erschließung von Inhalten. Zuletzt stellt das Kapitel „Digital vermitteln“ Prinzipien der visuellen Vermittlung von Kulturerbe und Chancen und Risiken des digitalen Publizierens vor. Ein Resümee ist, dass mit neuen Produkten und Formaten auch die Arbeit von Denkmalpflege, Restaurierung und Archäologie einfacher werden kann. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass die Anforderungen an die Archivführung durch die Zusammenführung von Analog- und Digitalformaten enorm gestiegen sind.

Umfassende Informationen über unsere Neuerwerbungen erhalten Sie durch unsere aktuelle Neuerwerbungsliste, die wir monatlich per E-Mail verschicken. Sie können die Liste unter folgender Adresse abonnieren: sabine.becker@lwl.org

Öffnungszeiten der Bibliothek:
Montag – Freitag 8.30 – 12.30 Uhr und
Montag – Donnerstag 14.00 – 15.30 Uhr

Anmeldung erbeten.

Personalia



In memoriam Barbara Seifen

Viel zu früh ist unsere geschätzte Kollegin, Mitarbeiterin und Referatsleiterin Dr.-Ing. Barbara Seifen am 21. Februar 2021 an einer schweren Erkrankung verstorben. Erst im November 2019 hatten wir sie nach 33 Jahren im Denkmalamt in den vorzeitigen Ruhestand verabschiedet. Damals haben wir sie nur sehr ungern ziehen lassen, auch weil wir ahnen mussten, dass ihre Gesundheit stark gefährdet ist. In ihrer langen Berufstätigkeit hat Barbara Seifen der Praktischen Denkmalpflege in Westfalen-Lippe sowohl nach außen als auch nach innen eine Gestalt gegeben. Die beeindruckenden Daten und Stationen ihres beruflichen Lebens haben wir in Heft 2020/2 der Denkmalpflege in Westfalen-Lippe gewürdigt.

Als Architektin hat Barbara Seifen die Sorge für die gebauten historischen Zeugnisse in einem größeren Zusammenhang gesehen. Sie verstand Denkmalschutz und Denkmalpflege auch als einen Beitrag zur Gestaltung einer humanen Umwelt. Vielleicht kann man sagen, dass es ihr Ehrgeiz war, die Welt, in der wir leben, zu verbessern – die gebaute Umwelt ebenso wie die soziale Welt. In diesem Sinne ist sie für Baudenkmäler und Baukultur eingetreten, aber mit gleicher Leidenschaft auch für Menschenrechte, Umweltschutz und Verständigung.

Mit Überzeugung ist Barbara Seifen dem Vorurteil entgegengetreten, dass Denkmalpflege eine lediglich behindernde Instanz sei. Voreingenommenen Partner*innen setzte sie mit Gelassenheit und Ruhe ihren Anspruch und ihre Begeisterung entgegen, aber auch ihren Respekt und ihre Wertschätzung. Wenn es gut läuft auf allen Seiten, dann ist Denkmalpflege ein „Möglichmacher“ – das war ihre Gewissheit. Ihr Ziel war es, die Baudenkmale vor erheblichen Beschädigungen oder Störungen zu schützen, aber nicht jegliche Veränderung abzuwehren.

Bei der Verabschiedung in den Ruhestand haben wir für Barbara Seifen eine dicke Mappe mit unseren Erinnerungen, Grüßen und Wünschen zusammengestellt und ihr mit großem Bedacht „alles Gute“ auf den Weg gegeben. Nun haben diese guten Wünsche doch nicht so weit getragen, wie wir das gehofft hatten. Ihrer Familie, ihren Freunden und Gefährten gilt unser tiefes Mitgefühl!

Oliver Karnau und Holger Mertens

Bildnachweis

Hermann Willers, Rheine.



Udo Woltering im Ruhestand

Zum 1. Juni 2021 ist Udo Woltering nach 34 Jahren beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe in den Ruhestand verabschiedet worden.

Geboren in Münster und aufgewachsen in Telgte, absolvierte er nach dem Abitur in Münster eine Ausbildung zum Landschaftsgärtner. Danach folgte das Studium der Landespflege in Hannover. Seine berufliche Laufbahn begann im Büro für Landschaftsplanung Brandenfels in Münster-Wolbeck. Dort sammelte er erste Erfahrungen in der Bearbeitung von Umweltverträglichkeitsstudien zur Bauleitplanung, Variantenvergleichen und landschaftspflegerischen Begleitplänen für den Straßenbau sowie bei der Erstellung von Ausschreibungen für Objektplanungen.

Am 1. April 1987 erfolgte dann der Wechsel zum LWL als Referent im Westfälischen Amt für Landespflege. Hier konnte er seine bereits im Büro Brandenfels erworbenen Kenntnisse einbringen und vertiefen. Neuland waren die Ökologischen Fachbeiträge zu städtebaulichen Entwicklungsplänen und Dorfentwicklungsplänen in Zusammenarbeit mit dem westfälischen Baupflegeamt und die Mitarbeit im Arbeitskreis der Forschungsgesellschaft für Straßenbau und Verkehr zum Merkblatt „Umweltverträglichkeitsprüfung im Straßenbau“ und im Arbeitskreis „UVP und kulturelles Erbe“ beim Landschaftsverband Rheinland. Ab 1996 wurde ihm die Fachbereichsleitung der Landespflege in der Zentralstelle Münster übertragen. Nur zwei Jahre später standen weitere Veränderungen an: Mit der Zusammenlegung der damals eigenständigen Ämter der Landespflege und der Baupflege beim LWL zum Westfälischen Amt für Landschafts- und Baukultur in Westfalen, übernahm Udo Woltering von 1998 bis 2011 die Leitung eines Referats und war zuständig für die Projekte im Bereich der Garten-, Landschafts- und Baukultur.

Infolge der zahlreichen Umorganisationen der Dienststellen haben sich die Inhalte bzw. Aufgaben bei den Mitarbeitenden kontinuierlich verändert und weiterentwickelt. So auch bei Udo Woltering. Mit viel Herzblut betreute er das Europäische Gartennetzwerk als regionaler Koordinator. Er war Teilnehmer des Interreg IVc Projektes „Hybrid Parks“ inklusive der regionalen Implementierung, Mitorganisator des „Tages der Gärten und Parks in Westfalen“ und war stark an der Konzeption der Veranstaltungsreihe des westfälischen Kulturlandschaftskonvents beteiligt.

Nach dem Zusammenschluss des Amtes für Landschafts- und Baukultur in Westfalen mit dem Amt für Denkmalpflege im Jahr 2011 übernahm er im

neu konzipierten Sachbereich „Vermittlung und Baukultur“ die Leitung. Die Koordinationsaufgaben der Öffentlichkeitsarbeit, des Veranstaltungsmanagements und die Baukulturaktivitäten des Amtes standen nun im Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Die Arbeit in den Gartennetzwerken und dem westfälischen Kulturlandschaftskonvent betreute er nach wie vor und wurde 2018 Mitglied in der Jury zum Europäischen Gartenpreis. Außerhalb des LWL leitete er den Arbeitskreis „Landschaftskultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur. Im Rückblick auf seinen Werdegang lässt sich feststellen: „Sein Herz schlägt grün“!

Wir verlieren mit ihm im Amt einen Menschen, der für Kritik und Anregungen immer offen war und auch schwierige Sachverhalte mit seiner freundlichen und ruhigen, gelegentlich fast stoischen Art meisterte. Was ihn jedoch besonders auszeichnet: sein Gegenüber ist für ihn in erster Linie Mensch.

Wir wünschen Udo Woltering für die Zukunft, dass er so gesund und entspannt bleibt, und freuen uns mit ihm, dass er künftig mehr Zeit für seine große Familie haben wird. Sicherlich wird er die kommunalen Entwicklungen mit seiner Mitarbeit im Rat der Stadt Telgte und den Gartennetzwerken auch weiterhin kreativ begleiten. Ob da noch Zeit für seine „Saabsammlung“ bleibt...? Für alle diese geübten Unternehmungen und für neue Impulse als Pensionär wünschen wir ihm viel Freude, Kraft und weiterhin stoische Gelassenheit.

Christine Bonatz

Bildnachweis
LWL-DLBW/Schmidt.



Elisabeth Steinhoff im Ruhestand

Nach 14 Jahren der Tätigkeit als Assistentin und Sekretärin in unterschiedlichen Abteilungen des LWL ist Elisabeth Steinhoff im Februar 2021 offiziell in den Ruhestand verabschiedet worden. Damit ist für sie ein erfülltes und vielseitiges Berufsleben zu Ende gegangen, dessen Ausübung ihr nach eigener Aussage bis zuletzt große Freude und Zufriedenheit beschert hat.

Elisabeth Steinhoff begann ihre berufliche Laufbahn am 1. August 1973 als Auszubildende zur Industriekaufrau im Verlagshaus der Münsterschen Zeitung, wo sie nach ihrer Ausbildung als Sachbearbeiterin im Vertrieb tätig war und später auch die Aufgaben einer Redaktionssekretärin und Assistentin in der Chefredaktion übernahm. Im Juni 2007 wechselte sie zum LWL und nahm dort

die Arbeit im Sekretariat der LWL-Kulturabteilung bei der Landesrätin Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger auf, wo sie als Sekretärin für den internen Vertreter der Kulturdezernentin, Referatsleiter Wolf-Daniel Gröne-Holmer, zuständig war.

Drei Jahre später begann Elisabeth Steinhoff als Assistentin im Referat der Praktischen Denkmalpflege, wo sie sowohl für die Referatsleitung als auch für den Sachbereich Technische Kulturdenkmäler zuständig war. Damit entwickelte sich die Denkmalpflege für die gebürtige Münsteranerin, die selbst in einem historischen Gebäude aufgewachsen ist, zum Schwerpunktthema ihrer beruflichen Laufbahn. Neben allgemeinen administrativen Tätigkeiten führte sie für den Sachbereich die Aktenregistratur und sorgte mit einer gewissenhaften Grundordnung dafür, dass die Referent*innen auch in stark belasteten Zeiten den Durchblick behielten. Als Profi für korrekte Orthografie und Zeichensetzung sorgte sie als letzte Instanz dafür, dass keine fehlerbehafteten Schreiben den Sachbereich und das Referat verließen. Auch komplizierte gendergerechte Schreibweisen schreckten sie nicht ab, sondern wurden von ihr vielmehr als Zeichen der Gleichberechtigung von Mann und Frau gewertet und konsequent angewendet.

Elisabeth Steinhoff war auch für die Digitalisierung von Dokumenten zuständig, einschließlich der Stammdatenpflege in der Datenbank KLARA-Delos. Ihre Wiedervorlagen und Fristkontrollen sorgten vor allem bei laufenden Eintragungsverfahren dafür, dass kein potentiell technisches Denkmal im Alltagsgeschäft „durchrutschte“. Darüber hinaus fielen die Bearbeitung von Förderanträgen und das Ausstellen von Bewilligungsbescheiden in die Zuständigkeit von Elisabeth Steinhoff, die sich immer wieder mit viel Geduld in die häufig wechselnden Förderregularien einarbeitete. Auch wurde sie nicht müde, Denkmaleigentümer*innen und anderweitigen Interessenten die komplizierten Zuständigkeiten und Verwaltungsabläufe in den Denkmalbehörden Nordrhein-Westfalens freundlich, aber dennoch bestimmt zu erläutern.

Elisabeth Steinhoff lehnte niemals ab, wenn es darum ging, Kolleginnen und Kollegen hilfreich zu unterstützen. Sie sorgte nicht nur verlässlich für die rechtzeitige Buchung von Dienstwagen und

Besprechungsräumen, sondern führte regelmäßig auch das Protokoll der Referatsbesprechungen, damit nicht nur Abstimmungsprozesse angemessen von allen Beteiligten nachgehalten werden konnten. Von ihrer herzlichen, offenen und zugewandten Art sowie ihrem Händchen für Bedürfnisse und Befindlichkeiten profitierten jedoch nicht nur die Referent*innen, Abteilungsleiter*innen und Volontär*innen, sondern auch die ansonsten mitunter sträflich vernachlässigten Büropflanzen.

Elisabeth Steinhoff lebt seit den 1990er-Jahren selbst in einem Denkmal, ihrem Elternhaus aus dem 18. Jahrhundert in Amelsbüren. Daher wird sie die Thematik wohl auch in Zukunft weiter begleiten und mit Interesse verfolgen. Andere Leidenschaften, die in den 48 Jahren ihres Berufslebens vielleicht weniger Raum eingenommen haben, werden für sie nun deutlicher in den Vordergrund rücken können. So wird sie sich sicher über die Zeit freuen, die sie mit ihren Enkelkindern verbringen kann, für die sie in der Weihnachtszeit gern auch mal in die Rolle des skandinavischen Weihnachtswichtels Julenisse schlüpft.

Und sie hat noch weitere Pläne: Der Liturgieausschuss der Kirchengemeinde kann auch künftig mit einem tatkräftigen Mitglied rechnen, ebenso wie die Kegelschwestern sicherlich mit einer engagierten Organisatorin von Städtetouren. Anstelle der Büropflanzen wird sie künftig nur noch ihre eigene Gartenoase pflegen, um dort ihre neu gewonnene Freizeit genießen und ausgiebig entspannen zu können.

Elisabeth Steinhoff hat ihren Berufsweg nie bereut. Denkmalschutz und Denkmalpflege waren ihr über den Arbeitsalltag hinaus ein großes Anliegen. Ihre gewissenhafte Arbeitsauffassung und ihre soziale Art wird sie in Zukunft auf andere Personen und Projekte richten können. Dabei wünschen wir ihr viel Glück, beste Gesundheit und immerwährende Freude am Leben. Wir werden sie stets in bester Erinnerung behalten und danken ihr herzlich für die gemeinsame Zeit hier im Amt.

Claudia Reck und Eva Schulte

Bildnachweis
LWL-DLBW/Niggemann.



Neuer Leiter des Sachbereichs Vermittlung und Baukultur

Seit dem 1. Juni 2021 ist Stefan Rethfeld als neuer Leiter des Sachbereichs Vermittlung und Baukultur im LWL-Amt für Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen tätig.

In Münster aufgewachsen, führte ihn sein Architekturstudium (1992–1999) an die Technische Universität Berlin und nach Wien. Neben dem Entwerfen bildeten Architekturgeschichte und -theorie besondere Schwerpunkte, aus denen sich schon früh Forschungs- und Vermittlungsprojekte ergaben. Bereits als Student war er daher als Autor, Journalist und Kurator für verschiedene Medien (Baunetz-Redaktion, Süddeutsche Zeitung u. a.) und Institutionen tätig.

Nach dem Diplom an der TU Berlin folgten weitere Projekte. So konzipierte Stefan Rethfeld baukulturelle Vermittlungsprogramme für das Goethe-Institut Berlin, das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung und die Konrad-Adenauer-Stiftung Berlin. Von 1999 bis 2001 war er beim Bund Deutscher Architekten (BDA) in der Bundesgeschäftsstelle als Assistent der Geschäftsführung in Berlin tätig. Daran schloss sich ein besonders vielseitiges Projekt zur kulturellen Zwischenutzung des Palastes der Republik (2002–2005) an. Gemeinsam mit weiteren Kulturschaffenden begründete er seinerzeit den Verein Zwischen Palast Nutzung e.V. und koordinierte als Leiter der

Geschäftsstelle ein mehrjähriges internationales Kulturprogramm.

Ab 2006 zog es Stefan Rethfeld zunehmend in seine Heimatstadt, um Münster noch stärker als Architekturstadt zu etablieren. Für den Reimer-Verlag Berlin verfasste er als Co-Autor einen umfassenden Architekturführer, initiierte monatliche Architekturrundgänge („Münster vor Ort“) und übernahm Lehraufträge an der MSA | Münster School of Architecture mit dem Schwerpunkt Architekturgeschichte. Zusammen mit verschiedenen Partnern, zu denen die Stadt Münster, Hochschulen, Berufsverbände, Unternehmen sowie eine Reihe engagierter Einzelpersonen zählten, gründete er den gemeinnützigen Verein Münster Modell e.V. In den letzten 15 Jahren gelang es diesem, ein großes Stadtmodell im Maßstab 1:500 der Innenstadt von Münster zu erschaffen, für das aktuell noch ein dauerhafter Standort in Münster gesucht wird.

In der Reihe „A–Z Architekten in Münster“ stellt Stefan Rethfeld zusammen mit dem BDA Münster-Münsterland regelmäßig das Werk wichtiger Architektinnen und Architekten der Region Münster (Schwerpunkt 19./20. Jahrhundert) jeweils an Originalorten vor, um auf diese Weise auch Nachlässe aufzuspüren und zu sichern.

Ob in der Lehre oder in Publikationen, in Veranstaltungen oder in Führungen: Die Prämissen der Denkmalpflege dienten seiner Vermittlungsarbeit zumeist als Grundlage, stets mit dem Ziel, das baukulturelle Erbe zu bewahren, zu erforschen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Besonders gilt dies auch für sein Dissertationsprojekt an der Technischen Universität Dortmund über den Architekten Harald Deilmann (1920–2008), das in diesem Jahr mit einer Ausstellung („Harald Deilmann – Lebendige Architektur“) im Baukunstarchiv NRW in Dortmund seinen Abschluss findet. Aufbauend auf den gewonnenen Erfahrungen übernimmt Stefan Rethfeld seine neue Aufgabe als wissenschaftlicher Referent bei der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen mit Vorfreude auf eine vielschichtige Kulturregion, die hier und da erst noch entdeckt werden will.

Bildnachweis

Privat.



Neue Referentin der Städtebaulichen Denkmalpflege

Seit dem 1. April 2021 ist Lisa Marie Selitz M. A. als wissenschaftliche Referentin der Städtebaulichen Denkmalpflege tätig.

Nach einem einjährigen Freiwilligendienst beim Deutschen Entwicklungsdienst in Hanoi, Vietnam, studierte Lisa Marie Selitz Kunstgeschichte sowie Kultur- und Sozialanthropologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Ihr Interesse an der Schnittstelle von Identitäts- bzw. Gesellschaftsbildung und materieller Umwelt sowie die enge Vernetzung der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen mit dem Münsteraner Institut für Kunstgeschichte legten die Grundsteine für das anschließende Studium der Denkmalpflege an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

Mit Abschluss ihres Studiums begann Lisa Marie Selitz ihre Tätigkeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Denkmalpflege des

2016 an der Universität Bamberg eingerichteten Kompetenzzentrums Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien (KDWT). Dort war sie mitverantwortlich für den Ausbau des Profilierungsschwerpunktes „Stadt und Denkmalpflege“ und Teil des Kooperationsprojekts „Kommunales Denkmalkonzept Bayern – neue Wege städtebaulicher Denkmalpflege“ (KDWT / Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege).

Bei dem „Kommunalen Denkmalkonzept“ (KDK) handelt es sich um ein informelles Planungsinstrument, welches Kommunen dabei unterstützt, systematisch denkmalpflegerische Belange in die Ortsentwicklungspraxis zu integrieren. In der Analyse des baukulturellen Erbes und den sich aus der Werteanalyse ableitenden planerischen Maßnahmen wie Umsetzungsschritten kommt der kommunikativen, vermittelnden und partizipativen Prozessgestaltung innerhalb des KDK eine besondere Bedeutung zu.

Auch aus diesem Grund setzt sich Lisa Marie Selitz in ihrem Promotionsvorhaben mit den theoretischen und praktischen Voraussetzungen partizipatorischer Ansätze in der Städtebaulichen Denkmalpflege auseinander. Mit ihrem Promotionsprojekt ist sie seit Oktober 2016 assoziierte Kollegiatin im Graduiertenkolleg 2227 „Identität und Erbe“ (TU Berlin / Bauhaus-Universität Weimar), welches sich mit den sozialen Implikationen der Denkmalpflege beschäftigt. Darüber hinaus ist sie Mitglied des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V. und von ICOMOS Deutschland.

Lisa Marie Selitz freut sich auf den kollegialen Austausch, eine anregende Zusammenarbeit und darauf, ihre Erfahrungen und Erkenntnisse mit der Städtebaulichen Denkmalpflege nun in den westfälischen Kontext einzubringen.

Bildnachweis

LWL-DLBW/Niggemann.

